

III. Italien.¹

In Italien, gegenüber den zahlreichen Resten des Alterthums und so unter ihrem stetigen Einfluss, hielt man an der klassischen, altrömischen Ueberlieferung im Ganzen bei weitem am längsten fest. Obwohl auch gerade hier schon früh einmal durch die Besitznahme beider Sicilien durch *Karl von Anjou*, seit 1264, und sodann durch die Einmischung *Karls von Valois* in Toskana, etwa seit 1301, französischer Einfluss zur Herrschaft gelangte und die Neigung zu äusserem Prunk weckte und beförderte, betraf dies jedoch noch geraume Zeit nur die höchstbegüterten Stände und auch bei diesen hinsichtlich der Tracht vorerst noch kaum deren Form oder Schnitt als vielmehr den Stoff und die Ausstattung. Die Zeiten allerdings waren vorüber, wo, wie noch im dreizehnten Jahrhundert, sich selbst eine vornehme Toskanerin fast lediglich mit einem engen Kleide von scharlachnem Wollenstoff, einem nur ledernen Hüftgürtel und einem höchstens mit Pelz ausgeschlagenen einfachen Rückenmantel begnügte, ohne sonstigen ausnehmenden Schmuck, — eine derartige Genügsamkeit war, wenigstens im Einzelnen, bereits gegen Ende des Jahrhunderts und zwar wesentlich mit in Folge der nun schon rascheren Vervollkommnung vorzugsweise der Kleiderstoffe, wie namentlich der Seidengewebe, der Sammete und anderer Gespinnste, zunehmend grösserem Aufwande gewichen. So vor allem beim weiblichen Geschlecht, und bei diesem in einzelnen Gebieten, wie besonders in Toskana, allmählig sogar bis zu dem Grade, dass sich die Behörde von Florenz schon um 1299 veranlasst fand mindestens „für die Erlaubniss auf dem Kopfe oder an Kleidern Edelsteine, wenn auch falsche, Zierrath von Gold oder Silber zu tragen“, eine jährliche Abgabe von fünfzig Lire festzustellen; eine Verordnung, die man indessen, da sie sich als zwecklos erwies, nach sieben Jahren wiederum aufhob. Auch hatte schon lange vor dieser Zeit die Geistlichkeit gegen den Gebrauch zu langer Schleppen mehrfach geeifert, und mit Bezug auf den wachsenden Prunk um das

¹ Nächst den oben (S. 54) genannten Werken von J. H. von Hefner-Alteneck, Ch. Louandre et Hangard Maugé, die Einzelnes Hierhergehörige enthalten, bes. J. Ferrario. *Le costume ancienne et moderne ou histoire du gouvernement, de la milice, de la religion etc.* Milan 1816. 27 (Europ. III), C. Bonnard. *Costumes historiques des XIII—XV. siècle. Dessin. et grav.* par P. Mercury. Paris 1845 und Fabio Mutinelli. *Del costume veneziano sino al secolo decemosestimo.* Venezia 1831. Dazu die zahlreichen Nachbildungen altitalienischer Gemälde bei C. Lasinio. *Gemälde der altflorentinischen Schule.* G. Rossini. *Storia della pittura italiana, esposta coi monumenti* (Kupfert. 2. Vol. fol.). Pisa 1839. D. Hüllmann. *Städtewesen des Mittelalters.* Bonn 1826 u. A. m.

Ende des Jahrhunderts selbst *Dante* sich gedrungen gefühlt, in seinem Gedicht darauf hinzudeuten und die Halsketten und Gürtel der Weiber geradezu die Furcht der Väter zu nennen.¹ — Bei Aufhebung jener Verordnung wurde die darin festgestellte Jahresabgabe von fünfzig Lire durch eine neue Rathsverfügung in eine Geldstrafe umgewandelt, welche die nächsten Anverwandten derjenigen erlegen sollten, die sich dergestalt schmücken würden, was aber gleichfalls so wirkungslos blieb, dass man nach Verlauf von elf Jahren auch diese Verfügung verschärfend erneute.

Dies Alles galt jedoch noch fast ausschliesslich dem steigenden Aufwand in Schmuck als solchem, vorzüglich beim weiblichen Geschlecht. Ueberhaupt aber auch blieben es noch bis gegen Ende des Jahrhunderts insbesondere nur die Weiber und auch hauptsächlich nur dieser Punkt, was, wie überall, so auch hier, die städtischen Behörden beschäftigte und, wenn gleichwohl auch vergeblich, zu immer strengeren Wiederholungen ihrer Verbote hindrängte. Unter solchem nutzlosen Bemühen ward unter anderem in Florenz die dahin zielende Verordnung zwischen 1330 und 1396 nicht weniger denn noch fünf mal verschärft, doch ohne dabei auch etwa schon die eigentliche Form der Gewänder wesentlich zu maassregeln. In dieser Hinsicht bewegten sich wohl gerade die Weiber im Allgemeinen noch geraumere Zeit hindurch, wie die Männer, in der einmal althergebrachten kleidsamen Weise, sie überdies nur sehr langsam verlassend, obwohl jene sie auch kaum eher als gegen die Mitte des Jahrhunderts in weiterem Umfange aufgaben. Die ersten Klagen darüber erhob der Augenzeuge *G. Villani*, indem er im Hinblick auf solchen Umschwung — nach ihm in Folge des üppigen Beispiels *Gauthiers*, des Herzogs von Athen und seiner zahlreichen kriegerischen Begleiter — zum Jahre 1342 nicht ohne tiefes Bedauern bemerkt, dass bis zu diesem Zeitpunkt die Männer noch durchgängig ganz nach Art der alten toga-bekleideten Römer schön und würdig erschienen wären, von da an aber diese Tracht gegen fremden Aufwand vertauscht hätten.

Indessen ist wohl auch diese Klage keineswegs allzu streng zu nehmen. Wenigstens spricht die bei weitem grössere Anzahl gleichzeitiger Verbildlichungen völlig unzweideutig dafür, dass sich die Männer noch

¹ Nach K. Streckfuss Uebersetzung (Paradies XV, 97 ff.) lautet die ganze darauf bezügliche Stelle:

Florenz im alten Umkreis, eng und klein,
Woher man jetzt noch Terzen hört und Nonen,
War damals friedlich, nüchtern, keusch und rein.
Nicht Kettchen hatt' es damals noch, nicht
Kronen,
Nicht reichgeputzte Frau'n — kein Gürtelband,
Das schenswerther war, als die Personen.
Bei der Geburt des Töchterleins empfand
Kein Vater Furcht, weil man zur Mitgift immer

So wie zur Zeit, die rechten Maasse fand.

— — — — —
— — — — —
Ich sah vom schlichten Ledergurt umfassen
Bellincion Berti noch, und sah sein Weib
Vom Spiegel gehn mit ungeschminkten Wangen.
Ich sah ein unverbrämtes Wams am Leib
Des Herli und des Vecchio — und den Frauen
War Spill' und Rocken froher Zeitvertreib.“

fortdauernd, ja bis gegen Ende des Jahrhunderts, vorwiegend der altherkömmlichen langen und weiten Bekleidung bedienten und dass dies bei ihnen nicht nur etwa, wie in der Folge gemeiniglich, als amtliche Standesbezeichnung, sondern, ohne Rücksicht darauf, in allen Kreisen statt hatte. Nur in der Färbung der Gewänder, in Wahl und Zusammenstellung der Farben, war man allerdings schon früh von der ursprünglichen Einfachheit zu Gunsten einer nun mehrentheils selbst auffälligen Buntheit abgewichen. An Stelle des vordem von allen Ständen zumeist beliebten Weiss, Grau und Schwarz mit nur mässiger Benützung der noch anderweitigen Töne, hatte man sich bereits um den Beginn des Jahrhunderts den vorherrschend leuchtenden Farben, wie insbesondere den mannigfachen Abstufungen von Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. f. in steigendem Grade zugewendet, so dass es gleich schon zu dieser Zeit, wie unter anderem in Genua, sogar auch bei den unteren Ständen fast durchgängig gebräuchlich war mindestens an Festtagen rothe Gewänder mit citronengelbem Unterfutter zu tragen; zudem aber fortan überhaupt das untere und das obere Kleid, ingleichem das Beinkleid und den Mantel von scharf unterschiedlichen Farben zu wählen, in vielen Fällen dergestalt, dass sich die Farben zu einander ziemlich scharf gegensätzlich verhielten: eine Art von Uebertreibung, die man erst im späteren Verlauf der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu mehrerem Einklang herabstimmte.

Im Ganzen entsprachen bei den Männern die beiden Röcke, welche sie gemeiniglich übereinander trugen, in bei weit überwiegender Verbreitung noch ganz den altrömischen Tuniken, von diesen fast einzig darin verschieden, dass sie nicht weite Halsöffnungen hatten, sondern dem Halse anschlossen und zuweilen mit einem kurzen hochstehenden Kragen versehen wurden. Sonst aber waren sie, durchaus wie jene, hemdförmige mässig weite Gewänder, die bis zur Mitte der Unterschenkel oder bis zu den Füßen reichten, welche man sowohl gürtete als auch ungegürtet belies; das untere stets mit langen und engen, das obere mit kürzeren und weiten (Halb-)Ermeln (*Fig. 119 a*). Lediglich an dieser Form, doch ohne sie selber zu verdrängen, vollzogen sich auch alle die Wandlungen, die diese Gewänder zunächst erfuhren. Auch sie indessen waren vorerst noch gering und betrafen vorläufig, ja im Grunde genommen sogar bis über die Mitte des Jahrhunderts, eigentlich nur das obere Kleid; das untere blieb davon abhängig und wurde somit auch nur eben durch jenes, doch höchstens in seiner Länge bestimmt. Namentlich aber behielt man dafür die langen enganschliessenden Ärmel bis tief ins folgende Jahrhundert bei, und gab sie auch selbst dann noch nicht durchweg auf, als für sie, wie um diese Zeit, mit in Folge fremder Einflüsse verschiedene Gestaltungen aufkamen.

Die nächsten Umwandlungen des oberen Rocks beschränkten sich

hauptsächlich auf die Ärmel und darauf, dass man ihn vorn entweder ganz oder nur theilweis öffnete. In letzterem Falle pflegte man ihn bald nur vom Halse bis zur Hüfte, bald nur von der Hüfte abwärts aufzuschlitzen, dann aber auch bald in allen Fällen, mit nur häufigerer Ausnahme der zuletzt erwähnten Art, zum Verschliessen mit kleinen Knöpfen oder mit Nesteln zu versehen. Erst nach der Mitte des Jahrhunderts begann man ihn gelegentlich auch, im Verein mit dem unteren Rock, zu verkürzen und zu verengen. Doch schritt man darin nur langsam vor,

Fig. 119.



und blieb auch nahe bis gegen das Ende im Allgemeinen dabei stehen, die Verengung nur oberhalb, vom Halse bis zu den Hüften herab, und die Verkürzung nicht weiter hinauf, als höchstens bis zum Knie vorzunehmen. Nicht aber verstand man sich dazu, weder schon jetzt noch in nächster Folge, ihn etwa durchweg nur annähernd von solcher Gespantheit zu beschaffen, wie man in Frankreich und Deutschland beliebte, obchon man auch diese Röcke zumeist, namentlich oberwärts bis zur Taille, zum Knöpfen und Schnüren einrichtete. — Eine wesentliche Ausstattung der oberen Röcke überhaupt, vorwiegend jedoch der langen und weiten, bestand verhältnissmässig schon früh, und bei zunehmender Kostbarkeit, in Fütterung und Verbrämung mit Pelzwerk; ausserdem bei den langen Röcken mitunter in weiten Seitentaschen. — Ungeachtet die kurzen Röcke an sich schon der Taille knapp anschlossen, pflegte man dennoch gerade sie nur selten ungegürtet zu tragen, und da man bei ihnen den unteren

Theil, von den Hüften ab, faltig belies, den Gürtel nicht nach französischem Brauch unter die Taille hinabzurücken. — Für die Ärmel beliebte man gleichfalls noch bis gegen die Mitte des Jahrhunderts und darüber hinaus vorwiegend die Formen einestheils von mehr oder minder weiten Halbermeln (*Fig. 119 a*), andertheils von unterschiedlich langen und weiten Hängeärmeln; jene sowohl für die engen und kürzeren als auch für die langen Röcke, die Hängeärmel dahingegen hauptsächlich nur für die letzteren. Diese Ärmel dehnte man dann auch wohl sehr beträchtlich aus, dabei man sie in einzelnen Fällen trichterförmig erweiterte, so dass sie in dieser oder jener Form oft selbst bis auf den Boden reichten; auch pflegte man wohl die Halbermel rücklings derart zu gestalten, dass sie gleich Lappen herabgingen. Die langen enganschliessenden Ärmel, wie solche dem unteren Rocke eigen blieben, wurden, und so auch falls man sie beim oberen Rocke anbrachte, zuweilen bis über den Ansatz der Finger eng manschettenartig verlängert und hier dann gewöhnlich hinterwärts zum bequemeren Anziehen geöffnet und, zum beliebigen Verschliessen, mit mehreren kleinen Knöpfchen besetzt.

Was von mantelartigen Gewändern seither einmal gebräuchlich war, wurde zuvörderst noch durchgängig fast ohne Veränderung beibehalten. Es waren dies der hochalterthümliche zur Seite offene Schultermantel mit dem ihm eigenen Verschluss auf der Achsel, und der vorn offene Rückenmantel mit dem ihm eigenen Verschluss vor der Brust (*Fig. 119 a*). Alle noch anderweitigen Formen, welche daneben allerdings auch schon sehr bald aufkamen, knüpften an jene Gestaltungen an, doch auch ohne sich von diesen zunächst noch in Weiterem zu unterscheiden, als durch einzelne für den Gebrauch zweckgemässere Verbesserungen. Sie bestanden für beide Arten von Mänteln vorzugsweise darin, dass man sie da, wo man sie sonst gewöhnlich mit einer Spange verband, völlig ähnlich wie in Frankreich, in beliebiger Ausdehnung entweder durchaus zusammennähte oder zum Knöpfen einrichtete (*Fig. 119 b*), und dass man zuweilen den Rückenmantel zu beiden Seiten, den Schultermantel (natürlich nur an der geschlossenen Seite) mit einem Armloche versah. Nächst dem auch kam es allmählig auf, die Rückenmäntel mit kragenartigen sehr weiten Ärmeln auszustatten und die Kapuzen gelegentlich zu weiten förmlichen Radmänteln bis über den Unterleib hin zu verlängern und dazu nun diese theils, wie die Mäntel, vorn oberhalb zum Zuknöpfen gestaltend, theils aber auch wieder nach ältestem Brauch, ganz gleich der altrömischen „*paenula*“, ringsum durchaus geschlossen belassend.

Als Beinbedeckung bedienten sich die höheren und mittleren Stände der schon seit lange auch sonst durchgängig allgemeiner üblichen ganzen und knapp anschliessenden Beinlinge. Sie, wie überall, so auch

hier entweder zusammen ein Ganzes bildend oder je für sich bestehend und zumeist den Fuss mitumgebend, wurden unter dem unteren Rock theils an diesem vermittelt Nesteln, theils auch, unabhängig davon, um die Hüfte mit einem Gurt oder mit Zugschnüren befestigt und, umschlossen sie auch den Fuss, zum Ersatz einer Fussbekleidung, unter der Sohle durch Leder verstärkt. Die niederen Stände liessen die Beine entweder gänzlich unbedeckt oder begnügten sich mit Socken, die höchstens bis zu den Knien reichten oder auch lediglich damit, diesen Theil mit irgend einem derben Stoffe zu umwinden und ihn gemeiniglich unter den Knien mit einem Bande zusammen zu fassen. — Eine besondere Art von Hosen („calza“), die man aber vorzüglich nur zum Reiten anwendete, bestand aus einem dafür eigens zugerichteten Kalbsleder, „becus“ oder „bazan“ genannt. Auch sie, deren um das Jahr 1361 Erwähnung geschieht, schlossen den Beinen durchaus fest an.

Die Fussbekleidung, welche man wie auch schon seither neben jenen an den Füßlingen befestigten Sohlen auch fernerhin vielfach benutzte, bewahrte noch längere Zeit hindurch ihre seitherige Einfachheit. Auch hierbei nur abgesehen von der Färbung, darin man freilich wohl wie bei der Kleidung schon früh zu mehrerer Buntheit hinneigte, blieb sie noch bis weit über die Mitte des Jahrhunderts hinaus fast ausschliesslich theils auf nur mässig hohe Schuhe, theils aber sogar auf nur derbe Sohlen mit daran seitwärts angebrachten ziemlich knappen Laschen beschränkt; letztere dazu bestimmt, die Sohle thunlichst vorn über den Spann sandalenartig festzuknüpfen. Jene Hohlschuhe wurden mitunter oberwärts mehr oder minder weit aufgeschlitzt und dann theils zum Knöpfen, theils zum Verschnüren eingerichtet. Stiefel oder auch nur demähnliche höhere Fussbekleidungen zählten vorerst noch, auch selbst bei Reitern, zu den seltenen Ausnahmen. Zu dem Allen wurde das Schuhwerk überhaupt vorn noch fast durchweg rundlich, kaum auch nur mässig spitz beliebt. Es aber schon langschnabelig zu gestatten, widersprach dem feineren Geschmack. Noch bis in den späteren Verlauf der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hielt man sich hiervon im Ganzen frei, und auch noch dann überliess man dies, nach ausheimischem Vorgange, fast lediglich dem Stutzerthum.

So auch erfuhren die Kopfbedeckungen zunächst noch kaum eine Umwandlung oder gar etwa schon eine Vermehrung durch wirklich neue Gestaltungen (vergl. *Fig. 119 a b*). Mindestens bis gegen die Mitte des Jahrhunderts bestanden sie aus den einmal üblichen Formen von enganliegenden Rundkappen mit und ohne Wangenlaschen, von einfachen, zumeist niedrigen gesteiften und ungesteiften Mützen, turbanartigen Kopfbündeln, zum Theil mit herabfallender Stoffmasse, und aus bald engeren, bald weiteren Kapuzen; dies Alles zuweilen mit Pelz gefüttert

oder doch damit verbrämt, und die Kapuzen gelegentlich mit einem ringsumlaufenden breiten Schulterkragen versehen. Die nächsten wesentlichen Neuerungen, dazu man denn etwa seit dieser Zeit schritt, betrafen hauptsächlich nur die Kapuze und die Mützen: die erstere, indem man begann den Kragen derselben mitunter vorn gänzlich aufzuschlitzen und zum Verknöpfen einzurichten und ihre Spitze zu einem rücklings fallenden schwanzartigen Zipfel zunehmend zu verlängern; die Mützen insofern als man sie nun theilweis mit breiteren Umrandungen besetzte, diese auch wohl zu den Seiten schlitzte, so dass sie herabgeklappt werden konnten und ausserdem immer häufiger mit mancherlei Zierrath in Goldstickerei u. dergl. ausstattete. Im Uebrigen, was die Färbung betrifft, gab man auch hierbei, wie bei der Kleidung, schon frühzeitig den zumeist augenfälligen leuchtenden Tönen durchweg den Vorzug.

Das Haar pflegte man im Allgemeinen fortdauernd, wie seither, ziemlich schlicht einestheils von der Stirne nach rückwärts gestrichen, andertheils über ihr herabhängend und dann hier gerade abgeschnitten zu tragen, vorerst noch von nur mässiger Länge und nur ausnahmsweise gelockt (*Fig. 119 a*). Den sonst üblicheren Bart indess gab man allmählig gänzlich auf. Mit nur wenigen Ausnahmen, die sich fast lediglich auf das Alter und den Gelehrtenstand beschränkten, ward es schon im jüngeren Verlauf des Jahrhunderts höchst wahrscheinlich nach südfranzösischem Vorgange durchaus Gebrauch, ihn ganz abzuschneiden; ein Gebrauch, von dem man auch ferner, ja selbst bis ins sechzehnte Jahrhundert, in nur seltenen Fällen abwich.

In der Anwendung von Schmucksachen bewegte man sich noch länger nur mässig. Bis zu der weiteren Neigung zum Prunk seit der Mitte des Jahrhunderts bestanden solche vorwiegend nur in den zum Schliessen der offenen Umhänge erforderlichen Brust- und Schulterspangen, in Schnallen und in Beschlägen der Gürtel, in mancherlei kleinen metallnen Zierrathen zum Besetzen der Gewänder, der Kopfbedeckungen u. s. w. und in zumeist einfachen Fingerringen mit oder ohne Edelstein.

Dagegen erhob man schon frühzeitig wenigstens in den vornehmen Kreisen die Benutzung von Handschuhen zu unerlässlicher Anstandsforderung; die der vordem so allgemein beliebten Gürteltaschen indessen ging nun allmählig aus diesen Kreisen auf die mittleren und niederen Stände, so namentlich auf die Handwerker, die Krämer und Kleinhändler über. So auch das Tragen von einfachen und nur kurzen Gürtelmessern.

Auch die nach der Mitte des Jahrhunderts, doch höchstens erst in den sechziger Jahren, lebhafter erwachende Hinneigung zur Aufnahme ausheimischer Formen liess noch die einmal bestehende Kleidung zum grösseren Theile unberührt. Sie blieb daneben, fast ohne Veränderung,

selbst bis ins nächstfolgende Jahrhundert in allgemeinerer Verbreitung üblich, höchstens nur dass man in späterem Verlauf, etwa seit 1350, die langen Unter- und Ueberröcke zu dauernder Bezeichnung höherer amtlicher Würden erhob, und damit zugleich die oberen Röcke nun häufiger, um sie demgemäss würdevoller erscheinen zu lassen, noch weitfaltiger, zuweilen auch schleppend, und ihre Ärmel ebenfalls zu noch massigeren, oft bis zur Erde hin reichenden Schleppeärmeln erweiterte (Fig. 120 a—c). — Im Uebrigen aber pflegte man sie jetzt, grösserer Bequemlichkeit wegen, hinterwärts in bestimmter Höhe, mitunter bis zum Ansätze der Oberschenkel, aufzuschlitzen.

Fig. 120.



Aber auch in Anbetracht sowohl der Aneignung fremder Formen, als auch der eigenen Erfindung von neuen, bewegte man sich noch fort-dauernd in nur ziemlich engen Grenzen. Der untere Rock ward ausserdem, dass man ihn stets dem oberen anpasste, im Grunde genommen gar nicht verändert, und was den oberen Rock betrifft, begnügte man sich auch noch ferner zumeist ihn nur bis zur Hüfte eng zu tragen und vorn, zum beliebigen Verschliessen, mit kleinen Knöpfen zu versehen. Nur in der Verkürzung ging man weiter, indem man ihn nun mehren-theils bis zum Knie und in einzelnen Fällen auch bis ziemlich gegen die Mitte der Oberschenkel hin verschnitt. Erst hiernach, und mit in Folge

dessen, nachdem sich das Auge daran gewöhnt, begannen, vorerst doch nur wenige Stutzer, den Rock nach französischem Vorgange (S. 67) auch unterhalb durchaus zu verengern, so dass er nun überall fest anschloss, ihn vorn der ganzen Länge nach zum Verknöpfen einzurichten und auch den Gürtel ganz dementsprechend über die Hüften hinabzurücken. Die weiteren Kurzröcke dahingegen trugen nunmehr Einzelne, gerade gegensätzlich dazu, zu regelmässigen Langfalten geordnet und mit zumeist langen und sehr weiten Ärmeln von ganz demähnlicher Fältelung. — Gleichwohl ob die Röcke dem Halse höher oder tiefer anschlossen, pflegte man diesen nun häufiger mit einem unterhemdartigen Kragen von feinem gekrausten Stoff zu umgeben.

Fig. 121.



Die Ärmel überhaupt waren es, daran sich auch jetzt noch vorzugsweise die Hineigung nach mehrerer Mannigfaltigkeit äusserte. Für den unteren Rock allerdings behielt man die ihm einmal eigenen langen und engen Ärmel bei, so auch für den oberen Rock die ihm schon eigenen Ärmelformen; doch kamen neben diesen nunmehr noch einige andere Gestaltungen auf, die man dann ohne Weiteres auf jedwede Form des Rocks übertrug. Solche bestanden, ausser jenen regelmässig gefältelten Ärmeln, in langen und sehr weiten Sackärmeln, die sich dem Handgelenk eng anschlossen, in Ärmeln, die, am Ansatz der Schulter in wulstiger Breite ausladend, sich bis zur Hand hin allmählig verengten und hier meist mit Knöpfchen besetzt waren, in langen nach unten trichterförmig weit geöffneten Hängeärmeln (Fig. 121 a) und in schmalen sehr langen Ärmeln, die mehrfach bis über die Knie herabreichten und nächst dem unteren Arm-

loche, eben ihrer Länge wegen, auch oberhalb, etwa inmitten, eine besondere Handöffnung hatten, diese zuweilen selbst noch eigens mit einem kurzen ärmelartigen, bald weiteren bald engeren Vorstoss versehen (vergl. Fig. 121 b). Zudem auch brachte man, obwohl seltner, ganze Ärmel in Anwendung, welche durchweg gleichmässig theils eng, theils mehr oder minder weit waren, die, je nachdem sie das Handgelenk lose oder fest umgaben, unterwärts entweder belassen oder aber aufgeschlitzt und zum Verknöpfen gestaltet wurden.

Zu den mantelartigen Gewändern kam wesentlich Neues nicht

hinzu. Man beschränkte sich darauf, beim Rückenmantel gelegentlich die vordere Oeffnung einerseits, zu tiefer herabgehendem Verschluss, mit mehreren Knöpfen zu besetzen, andererseits nach den Schultern hin nicht unbeträchtlich zu erweitern, so dass dadurch die untere Bekleidung um so viel breiter sichtbar ward. Noch ausserdem pflegte man ihn auch wohl gleichsam rockähnlich zu verengern, dergestalt, dass ein damit Bekleideter geradezu den Anschein gewann, als trüge er (anstatt eines Mantels) einen dritten eigentlichen Rock, was, da man gewöhnlich jedes Gewand von besonderer Farbe beliebte, die auch sonst schon vorwiegende Buntheit noch bedeutend steigerte. Dabei nahm die Hinneigung gerade diese Gewandungen mit kostbarem Pelzwerk auszustatten, zu unterfüttern und zu verbrämen, in noch höherem Maasse zu, dadurch denn sie insbesondere neben ihrer ursprünglichen Eigenschaft als Schutzkleider, zunehmend häufiger das Gepräge wirklicher Prachtgewänder erhielten.

Die Beinbekleidung wurde zwar im Ganzen ebenfalls nicht verändert, doch erfuhr sie im Einzelnen, obwohl auch erst gegen den Schluss des Jahrhunderts vom Stutzerthum eine Umwandlung. Ohne ihre einmal gewohnte durchgängige Gespanntheit aufzugeben, begannen nun die Stutzer sie ziemlich kurz unterhalb des Knies zu theilen oder, wohl richtiger, mit Beibehalt der üblichen ganzen Beinlinge, völligst enganschliessende Ueberziehhosen anzuwenden, die sich bis über die Knie hin erstreckten. Sie selber wurden gemeiniglich am unteren Rande ausgezackt und von entschieden anderer Färbung als die Unterbeinkleider getragen.

Von den Fussbekleidungen wurden neben den alterthümlichen sandalenartigen Knüpfsohlen die Halbschuhe, als auch die Stiefel oder doch demähnliche höhere aufgesteifte Socken, letztere hauptsächlich zum Zweck der Reise, zunehmend gebräuchlicher. Sonst aber beschränkten sich auch hier die wesentlichen Neuerungen auf eine theilweis reichere Ausstattung durch Buntstickerei und vermehrten Besatz mit kleinen, oft zierlich gestalteten Knöpfchen und, wie schon vorweg bemerkt, doch erst gegen den Schluss des Jahrhunderts, auf die zunächst auch nur vereinzelte Nachahmung französischen Brauchs die Spitzen langschnabelig zu gestalten und durch dementsprechende Unterschuhe zu stützen (S. 69; vergl. S. 93).

Mit den Kopfbedeckungen nahm man nur wenige Veränderungen vor. Auch betrafen sie fast ausschliesslich die weiteren ungesteiften Kappen und die eigentlichen Kopfbunde. Jene wurden mehrentheils noch umfangreicher hergestellt, so dass sie nicht selten einem Sack glichen, und entweder ganz so belassen oder auch mit einem Rande gemeiniglich von Pelzwerk verbrämt, zuweilen auch mit eigenen Wangenlaschen ausgestattet (*Fig. 120 c*; *Fig. 121 a*); die Bunde aber nun häufiger, durch Vermehrung der Stoffmasse, zu hohen förmlichen Turbanen von breitester

Ausladung umgewandelt (*Fig. 121 b*). Als gewissermassen neu kam nur eine Art von Mütze auf, bestehend aus einer entweder halbrunden oder kurz abgestumpften Kappe mit hinterwärts aufgeschlagener Krempe, welche, nach vorn allmähig verjüngt, zu einer langen Spitze auslief. Diese Mützen vorzugsweise beliebte man reich auszustatten durch Färbung sowohl, als auch durch Schnurwerk, damit man sie zu unwinden pflegte, sowie auch durch mancherlei Zierbesatz und, insbesondere, durch eine schlanke senkrecht aufgesteckte Feder, die eine Agraffe festigte. — Die Kapuzen wurden mitunter am Zipfel noch um Vieles verlängert und die einfachen gesteiften Rundkappen zuweilen nicht unbeträchtlich erhöht (*Fig. 120 a. b*); zu eigentlichen Hüten indessen mochte man sich noch nicht verstehen. — Wie schon seither pflegte man unter allen derartigen Bedeckungen eine durchaus enganliegende Unterkappe zu tragen.

In der Anordnung des Haars fand kein weiterer Wechsel statt, als höchstens der, dass im weiteren Verlauf einzelne jugendliche Stutzer einen kurzen Wangenbart pflegten, was indessen, gegenüber der fortbestehenden Bartlosigkeit, stets als nur seltene Ausnahme verblieb.

Der Schmuck, so namentlich was die Ausstattung der Kleidungsstücke durch Bortenbesatz, Stickerei u. s. w. betraf, als auch der Aufwand in kostbaren Stoffen, gewann zunehmend an Bedeutung. Ersterer ward in Form und Vertheilung immer künstlicher durchgebildet, und unter den Stoffen brachte man nächst den mancherlei feinen Tuchen, welche vorzugsweise Florenz von trefflicher Güte lieferte — das um die Mitte des Jahrhunderts nicht weniger als dreissigtausend Wollenarbeiter beschäftigte — die mannigfach verschiedenen, zum Theil reich gemusterten Seidenstoffe von Palermo, Lucca, Venedig u. s. f. in steigendem Grade in Anwendung. Nicht minder wandte man sich mehr und mehr den feinen Linnengeweben zu, die gleichfalls das Inland vorzüglich beschaffte, und ebenso auch den theuersten Farben, wie insbesondere dem blauen Purpur und dem leuchtenden Ekarlat.

Im Ganzen, fasst man Alles zusammen, bestand gegen den Schluss des Jahrhunderts die Bekleidung der vornehmen stutzerhaften jungen Männer, wie vorwiegend in der Lombardei, aus einem engermeligen Unterrock von farbiger Seide oder Tuch, einem längeren Ueberrock von Wolle, Seide oder Sammt, buntfarbig und zuweilen gemustert, offen oder zugeknöpft, mit weiten, bald längeren, bald kürzeren Ärmeln und durchaus mit Pelzwerk verbrämt. Dazu enge Beinlinge, welche die Füße mitbedeckten; darüber enge Knieeinkleider von auffällig anderer Färbung, gemeinlich von Wollenstoff, nicht selten mit Stickerei in Seide, Silber oder Perlen geschmückt; Schuhe oder kurze Stiefel, mit Knöpfchen besetzt und lang zugespitzt. Der Mantel, sei es in der Form des Schulter- oder Rücken-Umhangs, gewöhnlich bis zu den Füßen reichend, mit Pelz-

werk gefüttert und ausgeschlagen. Die Kapuze langgezipfelt oder, statt ihrer, eine Mütze mit spitz vorgezogener Krempe, auch wohl mit einem Schildchen verziert. Halsketten von vergoldetem Silber, Perlen, Korallen und Fingerringe. Das Haar mässig lang, der Bart geschoren oder ein rundlicher Backenbart.

Schliesslich, um eben diese Zeit, kamen zu dem Allen noch die Thorheit der farbigen Halbtheilung, des sogenannten „*mi-parti*,“ und in einzelnen Hauptstädten, wie namentlich in Florenz, Bologna, Mailand, Genua u. a., hauptsächlich bei der vornehmen Jugend in eigenwilliger Bethätigung, noch manche seltsamere Besonderheiten, die aber, vorerst nur schüchtern auftretend, nicht vor dem Beginn des folgenden Jahrhunderts zu weitergreifender Geltung gelangten (s. unten). —

Auch bei der weiblichen Bekleidung war es zunächst nur der obere Rock, daran sich eine Abwandlung von der altrömischen Form vollzog. Wie bei den Männern die „*tunica*,“ so war's bei den Weibern die schleppende „*stola*,“ von der diese Wandlungen ausgingen, und auch verhältnissmässig erst spät und ohne deren Form überhaupt etwa gänzlich zu beseitigen. Ja auch noch nachdem man daneben bereits zu anderen Gestaltungen vorgeschritten, behielt man sie ohne Veränderung bei oder beschränkte sich doch nur darauf sie, wie die Männer die *Tunica*, um den Oberkörper zu verengern und ihren sonst weiten Halsausschnitt den Schultern passlicher anzuschmiegen. So aber trug man sie nach altem Brauche mit nur mässig weiten Halbermeln und gewöhnlich ungegürtet (*Fig. 122 a*) selbst noch bis tief ins nächste Jahrhundert. — Der untere Rock, der altrömischen „*tunica interior*“ entsprechend, bewahrte seine Eigenschaft als blosses Unterziehkleid so lange, bis dass man begann das obere Gewand gelegentlich zu kürzen und aufzuschlitzen, dadurch jener sichtbar ward, was jedoch kaum vor der Mitte des Jahrhunderts statt hatte; die ihm seit Alters eigenen langen enganschliessenden Ärmel blieben dafür, wie die gleichen Ärmel an dem Untergewande der Männer, mit nur geringen Veränderungen fast ununterbrochen in Gebrauch.

Was nun die Wandelungen selber betrifft, welche zuvörderst der obere Rock etwa bis gegen das letzte Drittel des Jahrhunderts durchmachte, so äusserten sich diese, ausser in der erwähnten Aufschlitzung und Kürzung, und abgesehen von der Gestaltung der Ärmel, hauptsächlich nur darin, dass man ihn dem Oberkörper fester anpasste und am Hals theils tiefer ausschmitt, theils aber auch hoch hinaufrückte und in diesem Falle häufiger mit einem kurzen Stehkragen versah. Die Kürzung und Aufschlitzung indessen gehörten auch noch bis zu dieser Zeit zu den selteneren Ausnahmen (*Fig. 123 a. b*). Und wo man die Aufschlitzung anbrachte, welches vorn entweder durchaus der ganzen Länge nach oder nur von der Hüfte herab geschah, pflegte man sie längs ihren Rändern

zumeist mit zierlichem Bortenwerk und, zum beliebigen Verschliessen, mit kleinen Knöpfen zu besetzen. Noch ausserdem aber beliebte man sowohl diese geöffneten Röcke als auch die mehr oder minder gekürzten, im Gegensatz zu den geschlossenen, schleppenden Obergewandungen, vorzugsweise mit enganschliessenden ganzen Ärmeln zu versehen und ge-

Fig. 122.



meiniglich auch diese, mitunter selbst längs der hinteren Naht, mit ähnlichem Bortenwerk zu schmücken (Fig. 123 b).

Die geschlossenen Obergewänder, welche man auch noch fortdauernd von durchgängiger Weite trug, wurden in dieser Eigenschaft etwa seit der Mitte des Jahrhunderts, namentlich von älteren Frauen, nicht selten völlig zu einander gleichmässigen Langfalten geordnet und, damit sie sich nicht verschoben, mit dem Hüftgürtel fest übergürtet (vergl. Fig. 61). Sonst aber beliefs man sie auch wie seither in gänzlich freier Fältelung, zum Theil ohne sie irgend zu gürtten, oder aber, zu freierer Bewegung, schürzte sie wohl selbst derart auf, dass sie über dem (unteren) Gurt, je

nach der Höhe ihrer Schürzung, in einem mehr oder minder breiten faltigen Bausch herabfielen (*Fig. 123 c. d*). Eine derartige Anordnung jedoch blieb wesentlich auf die mittleren Stände und auch bei diesen fast lediglich auf den Zweck des alltäglichen geschäftlichen Betriebs beschränkt; die höheren Stände insgesamt liessen das Gewand nachschleppen, es höchstens beim Schreiten aufnehmend, ja vielmehr gingen hierin noch weiter, indem sie trotz des Anstosses, den die Geistlichkeit daran nahm, die Schleppen zunehmend verlängerten.

Fig. 123.



Gleichwie man die offenen und kürzeren Röcke vorwiegend mit engeren Ärmeln versah, so pflegte man die geschlossenen Gewänder mit nur wenigen Ausnahmen (*Fig. 123 c. d*) mit weiteren Ärmeln auszustatten. Auch diese aber bewegten sich noch bis nach der Mitte des Jahrhunderts in nur ziemlich einfachen Formen und zwar von unterschiedlich weiten, bald längeren, bald kürzeren Halbermeln, von langen mässig weiten Ärmeln, welche das Handgelenk umschlossen, und von zum Theil sehr weiten Schleppermeln, die man zuweilen allerdings bis gegen den Boden hin ausdehnte. Erst später kamen zu diesen Formen, jedoch vorerst auch nur sehr vereinzelt, noch kurze enge Halbermel und ganze vollständige Ärmel hinzu, die, am Ansatz der Schulter sehr weit, sich bis zur Hand hin allmählig verengten, hier, zum Anziehen, rücklings geschlitzt und mit mehreren Knöpfchen besetzt waren.

Wo, wie bei den vorn offenen Rücken, das untere Gewand zum Vorschein kam, wurde dies sowohl im Stoff als auch in der Ausstattung, in letzterer Hinsicht namentlich durch Besetzen des unteren Randes mit breitem Bortenwerk u. dergl., dementsprechend reicher behandelt. Das obere Gewand erfuhr selbstverständlich stets die reichste Behandlung. Man wählte dazu, je nach Vermögen, Wolle, Seide oder gar Sammet, farbig, gemustert und ungemustert, verzierte es durch Buntstickerei und, wenn man es irgend ermöglichen konnte, unterwärts und vorn an den Ermeln mit schmälern oder breiteren Randbesätzen von seltenem Pelzwerk.

Der Gürtel, in Gestalt theils eines Bandes mit Stickwerk oder metallnen Beschlägen, theils eines metallnen Schartenwerks, zumeist ziemlich lang, bildete nach wie vor einen Hauptgegenstand des Schmucks und wurde somit auch demgemäss immer kostbarer beliebt (s. unt.).

Als Umhang blieb, wie seither ausschliesslich, der Rückenmantel in Gebrauch (*Fig. 122 b*). Auch trug man ihn noch fortdauernd entweder mit einer Brustspange geschlossen oder, und nunmehr häufiger, ohne Verschluss, durchgängig offen. Erst mit in Folge der weiteren Verbreitung eben dieser Art ihn zu tragen ward dann auch er im Einzelnen verändert, sofern man ihn mehrentheils oberhalb zu einem kragenförmigen Umschlag (*Fig. 122 b*), und auch, gegensätzlich dazu, vorn vom Hals bis zur Mitte der Brust zum Zunesteln gestaltete. Die ihm eigene Fülle und Länge wurde allmählig noch gesteigert und so insbesondere die Länge, ähnlich wie beim oberen Rock, zu immer beträchtlicherer Schleppe erweitert. Als Stoff dazu wählte man vorzugsweise, je nach dem Stande der Jahreszeit, derbere und feinere Wolle oder auch, statt der letzteren, Seide, gemeinlich von leuchtender Färbung und, zu schmückender Ausstattung, einen Besatz von Pelz oder Borten.

Neben den herkömmlichen, einfachen Kopfbedeckungen, bestehend zumeist in Schleiertüchern von verschiedener Länge und Weite, einfarbig, bunt oder sonst verziert, damit man Kopf und Hals umwand, in eigentlichen Kopfbunden mit schmälern und breiteren Wangenbinden (*Fig. 122 b*), in Käppchen mit diademförmigen Spitzen, flachen Mützen u. dergl., brachte man, hauptsächlich die Jugend, zierlich behandelte Haarnetze von zum Theil kostbarer Durchbildung, und oft nicht minder reich geschmückte Barethhäubchen in Anwendung: dies sämmtlich zuweilen mit dem Schleier in geschmackvoller Weise verbindend; ausserdem metallene Reifen, mehr oder minder reich besetzt und, als Haarschmuck, Schnurwerk von Silber, Gold, Perlen, Steinen u. s. f. und Kränze von natürlichen oder künstlich beschafften Blumen. Nächstdem eignete man sich auch, gleich den Männern, die verschiedenen Formen der Kapuze an, sie auch ganz wie jene langzipfelig tragend. Doch geschah dies im Grunde genommen nur von den Bejahrteren, als auch überhaupt mehr zum Schutz, denn zum Schmuck.

Beim Haar fuhr man fort, es theils ganz zu verdecken, theils in seiner natürlichen Fülle, oder gekürzt, völlig frei zu tragen (*Fig. 122 b; Fig. 123 c. d.*). Daneben ward es dann vorzugsweise unter der Jugend üblicher es, doch gewöhnlich nur unterhalb (etwa zur Hälfte) zu verflechten und die so zumeist breit beliebten Zöpfe bald längs den Wangen nach oben hin, gerade über der Mitte der Stirn mit einander zu verbinden, bald auf dem Scheitel schneckenförmig zu einer Wulst zusammen zu legen (*Fig. 122 a; Fig. 123 a. b.*). Hiebei hauptsächlich pflegte man es mit jenem Schnurwerk durch Einflechten noch besonders zu verzieren.

Die Fussbekleidung ward, wie es scheint, bei weitem am wenigsten verändert. Die einmal üblichen Halbschuhe mit nur mässiger Zuspitzung behielt man dauernd in Gebrauch, sie nunmehr höchstens im häuslichen Verkehr mitunter durch noch leichtere pantoffelartige Halbschuhe ersetzend. Nur in der Ausstattung ging man weiter, indem man sowohl jene als diese von auffälligerer Färbung (weiss, gelb, roth, blau u. s. w.) und reicherer Verzierung durch Besatz von Stickerei, Schnurwerk und Knöpfchen herstellte.

Mit der Verwendung von Handschuhen verhielt es sich ganz so wie bei den Männern (S. 279). In Ansehung des Schmucks indessen blieben die Weiber ferner bemüht, sich ausnehmend hervorzuthun. In Folge dessen sahen sich einzelne Behörden sogar gedrängt, dieser doch nicht zu hemmenden Neigung allmähig Mehreres nachzugeben und, gegenüber den Verboten von Perlen und allzu kostbarem Besatz in Gold- und Silberstickerei, mindestens zwei Fingerringe, Gürtel mit zwölf silbernen Spangen und anderes der Art zu gestatten. Als aber ihnen ausschliesslich eigen wandten sie die ihnen bereits seit lange bekannten Verschönerungsmittel, so insonderheit die Schminken, nicht allein wie seither an, vielmehr bedienten sich ihrer alsbald, zum Aergerniss der Geistlichkeit, bis zur Uebertreibung hin. Den Florentinerinnen vorzüglich wurde schon frühzeitig nachgerühmt, dass sie in der „Gesichtsmalerei“ die grösste Meisterschaft besässen. —

In solcher Gestalt verblieb die Tracht bis weit über die Mitte des Jahrhunderts. Nicht eher als bis die Umwandlungen an der männlichen Bekleidung schon mehrere Geltung erlangt hatten, schritten die Weiber zu Neuerungen vor, ja auch dabei noch längere Zeit an dem Bestehenden festhaltend, indem sie jene erst lediglich damit zu vereinigen suchten. Zudem auch betraf dies keineswegs das einmal Uebliche durchweg, sondern zuvörderst nur zum Theil. Erst ziemlich kurz vor dem Schluss des Jahrhunderts drangen die Neuerungen völliger durch, vermochten jedoch auch selbst da noch nicht jenes gänzlich zu verdrängen.

Was den oberen Rock („*Zimarra*“) betrifft, so blieb man einstweilen dabei stehen, ihn in seinem oberen Theil, bis zu den Hüften hin,

noch zu verengern, allmählig derart, dass er schliesslich den Oberkörper durchaus fest umspannte. Hierdurch wesentlich mit veranlasst, begann man den Halsausschnitt noch zu erweitern und, ihn noch tiefer herab-rückend, entweder ringsherum geradlinig oder viereckig auszuschneiden; in letzterem Falle gemeiniglich nahe bis zum Ansatz der Schultern, so dass diese wenigstens, wenn auch knapp, bedeckt wurden. Ausgehend hauptsächlich von dieser Form, gestaltete man ihn alsdann nach französischem Vorgange (*Fig. 49 a*) zu einem vorn weit geöffneten Dreieck, dies bis zur Taille zuspitzend: eine Form, danach man das Kleid als „*Cypriane*“ bezeichnete, die indessen erst um den Schluss des Jahrhunderts in Aufnahme kam. Zu dem Allen belies man den Hals entweder nackt oder bedeckte ihn mit einem feinen Schleiertuche; bei der zuletzt erwähnten Anordnung häufiger dem noch einen Brustlatz von reicher Ausstattung hinzufügend. — Der Theil von der Taille abwärts dagegen wurde auch jetzt noch kaum verändert. Mit dieser aus dem Ganzen geschnitten, trug man ihn durchgängig wie seither von unterschiedlicher Weite und Länge, geschlossen oder vorn geöffnet; in den vornehmen Kreisen zumeist faltenreich mit langer Schleppe, sowohl gegürtet als ungegürtet. Nur die Schleppe beliebte man gelegentlich noch zu erweitern, sonst aber nur das Kleid an sich in Stoff und Zierrath zu bereichern und die ihm eigenen Ermelformen durch einige neue zu vermehren. So unter anderem kamen allmählig neben den schon üblichen ziemlich langen Hängeermeln, noch bei weitem längere vorn offene Ärmel in Gebrauch, welche, die Hände weit überragend und am Rande mehrfach gezaddelt, in allmählicher Zuspitzung bis zur Erde herabreichten; ausserdem mässig weite Ärmel, die sich nur wenig über die Mitte des Unterarmes hin erstreckten mit darüber angebrachten beträchtlich weiten Halbermeln, und schliesslich auch, gegensätzlich dazu, lange enganschliessende Ärmel, hinterwärts mehrfach übereinander geschlitzt und bauschig unterpufft. Ueberhaupt aber brachte man fortan immer häufiger Doppelermel in Anwendung, davon gewöhnlich der untere kürzer und minder weit als der obere, dieser hingegen gewöhnlich sehr lang und bei sehr verschiedener Weite möglichst reich ausgestattet war. — „In der gegenwärtigen Zeit,“ so berichtet *Johannis Musa* zum Jahre 1388,¹ „tragen die Weiber die Obergewänder (*zimarra*) weit und lang, von Sammet, Brokat, von Gold- und Seidengeweben, wollenen Stoffen von Ekarlat und von kostbar violetten Farben. Diese Gewänder haben äusserst breite und dergestalt lange Ärmel, dass sie die halbe Hand mit bedecken und oft selbst bis auf die

¹ J. de Musis chronic. Placentin. (bei S. A. Muratori. Rerum italicarum scriptores. Milan. 1723—51. Vol. XVI. 579 ff.).

Erde reichen. Sie sind nahe den Schultern sehr weit und endigen in einer Spitze ganz ähnlich den catalonischen Schilden, welche in der Höhe breit und gegen die Tiefe hin schmal und spitz werden. Zu öfteren sind diese Gewänder mit drei und auch fünf Unzen Perlen besetzt oder sie schmückt rings um den Hals, an den äussersten Enden der Ärmel und rings um den untersten Rand eine breite kostbare Bordure. Umfasst werden sie von schönen Gürteln, zumeist mit Gold und Perlen verziert.“

So bei den Vornehmen von Piacenza, darauf sich die Bemerkung bezieht. Doch wird sich solches wohl sicher nicht einzig auf dort beschränkt haben, vielmehr in den reicheren Städten in Oberitalien überhaupt vorherrschend üblich gewesen sein, obschon es auch nicht an örtlichen Besonderheiten gefehlt haben mag. Zu diesen zählten, wie es scheint, zwei eigene Formen von Oberkleidern, die gleichfalls erst im späteren Verlauf der zweiten Hälfte des Jahrhunderts — vermuthlich die eine zuerst in Florenz, die andere in Siena — aufkamen. Jene bestand in einem Schleppekleide, das an der linken und rechten Seite bis zu den Schultern offen war und jederseits durch mehrere übereinander angebrachte Knöpfchen geschlossen werden konnte; diese in einer Art von Tunika, welche, oberhalb enganliegend, nur bis zu den Knien reichte, am unteren Rande mit einem breiten sich einfach kreuzenden Netzwerke von farbigen Schnüren ausgestattet, das ringsum in Quasten endete. Beide Gewänder wurden gegürtet; das erstere entweder vollständig oder nur dessen vorderer Theil, das letztere gemeiniglich doppelt und über dem zweiten (unteren) Gürtel zu einem mehr oder minder breiten faltigen Bausch herabgezogen.

Von welcher Form und Beschaffenheit das Obergewand auch sein mochte, beliebte man es durch Pelz zu bereichern, es damit sowohl auszufüttern als auch längs den Enden der Ärmel und des unteren Rands zu verbrämen, dazu die höheren Stände mehrfach Hermelin u. dergl. wählten.

Der untere Rock blieb abhängig von der Gestaltung des oberen und wurde somit auch nur in Fällen, wo er zur Erscheinung kam, noch reicher behandelt. Seine Ärmel beliess man im Ganzen, wie seither, lang und enganschliessend. Nur selten und auch erst in späterer Zeit wich man davon insofern ab, als man sie nun auch wohl hinterwärts mehrfach übereinander aufschlitzte und zum Zuknöpfen einrichtete oder nach oben hin allmählig etwas aufbauschte.

Der Mantel bewahrte seine Form. In der Ausstattung jedoch wurde auch er zunehmend bereichert. „Die Matronen“ — so führt *Johannis Musa* in seiner Schilderung fort — „tragen ihn weit, bis zur Erde reichend, rund um die Füße und vorn durchaus offen. Er ist zum Verschiessen mit Knöpfchen von Gold oder mit Agraffen versehen, die ein

Besatz von Perlen schmückt. Jede Dame besitzt gewöhnlich drei Mäntel, die nach der Jahreszeit von verschiedenen Seidenstoffen und mit Pelzwerk gefüttert sind: einen blauen, einen rothen und einen leichteren buntfarbigen, sämmtlich mit goldenen Borten verziert. Wer von ihnen keine Kapuze trägt, bedeckt den Kopf mit einem Schleier von Seide oder Baumwolle. — Die Wittwen tragen im Allgemeinen ähnliche Gewänder, aber schwarz, ohne Perlen und ohne Gold. So auch eine schwarze Kapuze oder einen weissen Schleier von Linnen oder Baumwolle.“

Nächst diesen Kopfbedeckungen, dazu jener Berichterstatter noch kleiner reich ausgestatteter Kappen, mit Gold und Perlen besetzt, erwähnt, waren bereits vor dieser Zeit, zum Theil schon in den sechsziger Jahren, einzelne Formen üblich geworden, die überdies alles Bisherige der Art an Absonderlichkeit übertrafen. Es waren dies theils radförmige, den Kopf weit überragende, zumeist nur flach aufgepolsterte Wülste, theils runde aufgesteifte Hüte von unterschiedlicher Erhebung, entweder nur einfach walzenförmig, unterhalb mit einem breiten turbanähnlichen Bund unwunden, oder nach oben hin ausgebaucht und inmitten mehr oder minder halbmondförmig eingesenkt, so dass sie zur Rechten und zur Linken gleich Schiffsschnäbeln emporragten. Sowohl die Wülste, als diese Hüte wurden in Stoff und Ausstattung thunlichst kostbar hergestellt, von farbiger Seide oder Sammet mit Besatz von Bortenwerk; die Wülste ausserdem nicht selten mit reichem Netzgeflecht überzogen und die Hüte gemeinlich noch besonders durch Anheftung eines farbigen befranzten Tuchs oder eines feinstoffigen Schleiers in Weiterem vermannigfalt. Im Uebrigen behielt man die seither gebräuchlichen Formen dauernd bei, sie höchstens im Einzelnen, so namentlich die eigentlichen Kopfbunde, in Stoff und Anordnung noch zierlicher und wechselvoller durchbildend.

Die Haartracht blieb die einmal gewohnte, nur dass die Anwendung von Zöpfen, doch auch in der hergebrachten Art, immer allgemeiner ward. Die Jugend allerdings pflegte auch ferner das Haar aufgelöst, frei zu tragen; doch sollte nunmehr auch ihr dies nur bis zur Verheirathung gestattet sein. — In der Art es zu schmücken jedoch, ging man noch um ein Beträchtliches weiter, indem man die dazu bestimmten Schnüre von Perlen, Steinen u. dergl. immer kostbarer beschaffen liess. Auch waren es hierbei wiederum, zufolge des *Johannis Musa*, vor allem die Damen von Piacenza, die damit den grössten Aufwand trieben und „das Haar mit mancherlei gewundenen Gold- und Silberblättchen, kostbaren Perlen und Edelsteinen in Werth von siebenzig bis hundert Dukaten, mit Perlenschnüren nicht selten in Werth von hundertundfünfundzwanzig Dukaten, mit goldenen und seidenen Bändern u. s. f. geradezu überluden.“

Ob auch die Fussbekleidungen eine noch weitere Durchbildung

erfahren, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Zu vermuthen steht indessen, dass man auch sie noch im Einzelnen durch Zierrathen zu bereichern suchte, da es eben vor allem anderen die schmückende Ausstattung überhaupt war, worauf man, in steter Steigerung derselben, sein Hauptaugenmerk richtete.

Sieht man von den einzelnen unterschiedlichen Formen ab, darin die Bekleidung wechselte, so bildete sie um den Schluss des Jahrhunderts bei den vornehmen Frauen und Jungfrauen ein Unterkleid mit engen Ärmeln nebst langem und weitem Ueberrock, vorwiegend von scharlachner Farbe, je nach Vermögen von feiner Wolle, von Seide, Sammet oder Goldstoff, deren eines mit fünf und zwanzig bis dreissig Dukaten bezahlt wurde. Die zumeist weiten und langen Ärmel, gewöhnlich unten aufgeschlitzt, waren bestickt und mit Perlen besetzt. Den Hals umgab eine feinstoffige oder goldene Krause („*frisie*“). Den Leibgürtel, von vergoldetem Silber, schmückte ein Besatz mit Perlen. Die Finger zierten goldene Ringe und den Arm gemeinlich eine Paternosterschnur von rothen Korallen oder Bernstein. Das Haar, falls man es entblöst trug, war in reichster Weise durchflochten: den Kopf bedeckte ein weisser Schleier von Seide oder von feinsten Wolle. — Jüngere trugen das Obergewand in Gestalt einer „*Cypriane*“ (S. 289): auf der Brust tief und weit ausgeschnitten, fast durchgängig ohne Halskrause. Aeltere trugen es geschlossen und, statt des jugendlichen Haarschmucks, mit golddurchwirktem Spitzenwerk und Perlen verzierte Kopfhauben. Ihr Mantel, je nach der Jahreszeit von unterschiedlicher Ausstattung, war beträchtlich weit und lang; der der Jüngeren dahingegen zumeist minder faltenreich und kurz. —

Seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts gewann das Trachtenwesen vornämlich beim männlichen Geschlecht eine andere Gestalt. Die mannigfachen Absonderlichkeiten, dazu man bereits hinneigte, fanden nun sehr bald allgemeinere Verbreitung und wirkten so auf den Geschmack überhaupt zurück, ihn im Ganzen von den herkömmlichen einfacheren Formen mehr und mehr entfernend. Bisher hatte man sich noch zumeist innerhalb deren Grenzen gehalten, fortan jedoch, wesentlich mit begünstigt durch äussere Verhältnisse, wie durch die allmählig wiederum nähere Verbindung mit Deutschland und die dann später erfolgenden kriegerischen Bezüge zu Frankreich, überschritt man diese Grenzen ziemlich rasch zu Gunsten des Fremden, das man nun immer begieriger aufnahm und, dadurch zu mehrerem Wechsel geneigt, zum Theil in eigener Bethätigung noch mannigfacher gestaltete. Das einmal Uebliche gab man zwar auch fernerhin noch nicht gänzlich auf, doch ward auch dies theilweis davon berührt, indem man es im Einzelnen gleichfalls einer Aenderung unterwarf. Ueberhaupt aber kamen nun zu den bestehenden Kleidungen, ganz abgesehen von den Wandelungen, welche diese an sich erfahren, davon

durchaus verschiedene neue Bekleidungsarten hinzu, davon einige im weiteren Verlauf ihrer besonderen Durchbildung an Wunderlichkeit sogar noch übertrafen, was in diesem Punkte Frankreich, ja selbst Deutschland leistete. — Mit den gesetzlichen Verordnungen, welche man dagegen erliess, verhielt es sich wie überall. Ungeachtet dass man diese in Folge dessen in allen Hauptstädten beständig erneute und verschärfte, blieben sie durchweg wirkungslos. Man hörte sie, zahlte seine Strafe und kümmerte sich nicht weiter darum.

Die männliche Bekleidung erhielt nun ihren Hauptformen nach ein wesentlich vierfach verschiedenes Gepräge. Einmal bewahrte sie ihre seitherige mehr oder minder einfache Gestaltung sowohl rücksichtlich der Länge und Weite als auch der noch sonstigen Beschaffenheit, dann aber wurde sie einerseits über den Körper der Art verengert, dass dieser in allen seinen Theilen völlig zur Erscheinung kam, andererseits zu mannigfachen Sonderformen ausgebildet, welche sich zwischen jenen Formen gleichsam übergangsweise bewegten. Dies Alles indessen, das ausserdem je sehr unterschiedlich behandelt ward, betraf auch jetzt noch vornämlich den oberen und den unteren Rock; weniger die übrigen Bekleidungsstücke, die, obschon auch sie inzwischen manche Neuerung erfuhren, doch die ihnen eigene Grundgestaltung fast unverändert fortsetzten.

Die lange und weite Kleidung zunächst, sofern man sie nicht geradezu in herkömmlicher Weise beliess, wurde im Ganzen und Einzelnen bei weitem am wenigsten umgewandelt. Als nunmehr fast durchgehende amtliche Auszeichnung (S. 280) erlitten das untere und obere Gewand, abgesehen von einem damit verbundenen Wechsel in Stoff und Farbe (s. unt.), kaum noch eine sonstige Veränderung, als dass man sie beide nach Maassgabe der höheren und niederen Rangstellung, je bald länger und faltiger, bald kürzer und minder weitfaltig herstellte, und zum Theil, wohl zum Unterschiede, durch einzelne wenn gleich nur geringe Besonderheiten ausstattete. Beim Untergewande namentlich beschränkte man sich auch in der Folge fast lediglich auf den Wechsel der Länge, dabei man es als äusserstes Maass bis zu den Füßen hin ausdehnte, es höchstens dann auch noch dahin verändernd, dass man es theils rings um den Hals mehr oder weniger tief viereckt ausschnitt, theils vor der Brust mehrfach faltete oder, war es hier zum Oeffnen, zwischen den zum Schliessen bestimmten Knöpfen oder Nesteln leicht unterpuffte. Den oberen Rock dagegen trug man nun niemals kürzer als bis zu den Füßen, überdies aber in den meisten Fällen um ein sehr Beträchtliches länger und gelegentlich oberhalb, wenn nicht blos mit gesteiftem Halskragen (*Fig. 126 a*), eben als Besonderheit, mit einem von einer gekrausten Bordüre ringsumzogenen Schulterkragen, sowohl mit als auch ohne Kapuze

(Fig. 124 b c). Noch anderweitige Besonderheiten beliefen sich auf eine Ausstattung durch verschiedene Randbesätze, sei es von Stickerei oder Pelzwerk, und bei den vorn ganz offenen Gewändern wenigstens theilweis noch ausserdem auf Vermehrung des Knopfbesatzes. Zu den üblichen Ermelformen kam wesentlich Neues nicht hinzu.

Fig. 124.



Nicht viel anders verhielt es sich mit der langen und weiten Bekleidung der vornehmen, nichtamtlichen Stände. Auch diese belassen sie im Ganzen bei ihrer herkömmlichen Form, nur dass sie den unteren Rock häufiger bis gegen die Kniee hin abkürzten und den oberen Rock, abgesehen von einer vereinzelt noch massigeren Ausbildung der an sich schon zumeist sehr weiten und langen Sack- und Hängeermel, entweder noch völliger und faltenreicher oder aber, mehr in Anschluss an den sonst herrschenden Geschmack, durchgängig um Vieles enger liebten. So bis gegen den Schluss des Jahrhunderts, bis dahin es auch wiederum gebräuchlicher ward, die weiteren Gewänder, wie vorzugsweise die nur mit Armlöchern versehenen und die gänzlich ermellosen, gleich einem Mantel nach ältester Form (nach Art der „toga“) umzuwerfen (Fig. 124 a; vergl. Fig. 126 a). Von da an indessen kamen daneben, etwa seit 1470, jedenfalls nach dem Vorbilde der zu dieser Zeit in Frankreich insgemein üblichen Staatskleidung, ein Untergewand von mässigerer Weite und ein

vorn geöffnet durchweg engerer Ueberrock, beide bis zu den Füßen reichend, mehr und mehr in Aufnahme (*Fig. 125 a c*; vergl. *Fig. 73 a b*). Diese Ueberröcke erhielten jedoch, verschieden von den französischen und den älteren Obergewändern; zumeist zwar lange doch enge Ärmel, während die älteren gemeinlich die ihnen bereits eigenen mannigfachen Ärmelformen mit nur geringen Abwandlungen bewahrten. Diese Wandlungen bestanden darin, dass man die sonst nur einfach belassenen weiten und vorn offenen Ärmel, als auch die häufiger äusserst langen aber

Fig. 125.



schmalen Hängeärmel theils der vorderen Länge nach zwei- und auch mehrfach aufschlitzte, theils längs den Rändern sehr breit besetzte oder, was aber seltener geschah, zu mancherlei Zaddelwerk ausschnitt (vgl. unt.).

Die mittleren und die gewerbtreibenden Stände, die sich ebenfalls fortdauernd auch einer langen Bekleidung bedienten, hatten dieselbe schon bald nach Beginn des Jahrhunderts lediglich auf den oberen Rock beschränkt und damit zugleich auch diesen selbst, ihrem mehr praktischen Verkehr gemässer, im Ganzen verengert, und mindestens bis über die Füße weit hin gekürzt. Wo sie ihn dennoch in näherem Anschlusse an seine frühere Beschaffenheit von einiger

Weite anwandten, hoben sie dies dann wohl dadurch auf, dass sie ihn (gleichviel ob er geschlossen oder vorn geöffnet war) zu Langfalten zusammenschoben und solche durch den Gurt festigten (*Fig. 126 b*). Dieser seiner mehr praktischen Bestimmung unterlagen auch die Ärmel, die man demnach durchgängiger, wenn nicht geradezu enganschliessend, doch von nur mässiger Weite und Länge und zwar am häufigsten in der Form von ganzen vorn kurz geöffneten oder geschlossenen (Sack-)Ärmeln beliebte (*Fig. 126 b*). — Verschieden davon nahmen im Verlauf der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Gelehrten zu dem von ihnen schon seither

gewöhnlicher getragenen talarartigen Unterleide, gewissermassen als Standesbezeichnung, ein bald längeres bald kürzeres Gewand in Gestalt eines Ueberhangs an, das zur Rechten und zur Linken bis zu den Schultern hin offen war (vergl. *Fig. 126 c*).

Die neben den langen und weiten Gewändern üblichen kürzeren und engeren Röcke erfuhren mannigfacheren Wechsel. Ohne auch deren bestehende Formen geradezu gänzlich aufzugeben, kamen nunmehr neben

Fig. 126.



diesen sowohl durch theilweise Umbildung derselben als auch durch fremden, französischen Einfluss, hauptsächlich für den oberen Rock einige ganz neue Formen auf, dabei zugleich wiederum insbesondere die Ermel wesentlich mitspielten.

Im engeren Anschlusse zunächst an seinen herkömmlichen Schnitt, pflegte man ihn jetzt immer häufiger bis zur Mitte der Oberschenkel und selbst bis zum Unterleib hin zu kürzen, vorn bis zur Taille herab zu öffnen und hier entweder zum Zuknöpfen oder Zuschnüren einzurichten (*Fig. 127 a*). Gleichviel ob er den Oberkörper weiter oder enger umgab, blieb man zwar zumeist dabei stehen, ihn dicht bis zum Hals hinauf zu tragen und mit einem knapp anliegenden kurzen Stehkragen auszustatten, doch ward es auch schon zunehmend üblich ihn, namentlich in letzterem Falle, theils rings um den Hals ziemlich tief und gerade, theils vor der

Brust und auch wohl längs dem Rücken unterschiedlich breit dreieckig oder bogenförmig auszuschneiden (vergl. *Fig. 129*). Etwa seit der Mitte des Jahrhunderts, von da an diese Art des Ausschnitts vorzugsweise bei der vornehmen und reichen stutzerhaften Jugend allgemeinere Verbreitung fand, kamen mit in Folge dessen, zum Unterziehen, eigene Brustlätze auf, die dann gewöhnlich aus feinem Stoff thunlichst schmuckvoll beschafft wurden. — Den Theil des Rocks von der Taille abwärts beliess man im Ganzen unverändert, entweder faltig oder eng, nur dass man denselben bei mehrer Weite in der Folge häufiger zu Langfalten ordnete.

Fig. 127.

Als nun im Grunde genommen neu wurden sodann im späteren Verlauf, etwa seit 1460, einige Arten von Röcken gebräuchlich, welche ihrer Hauptform nach den kurzen burgundisch-französischen Röcken eben dieser Zeit entsprachen und somit, wie anzunehmen ist, diesen nachgebildet waren (vergl. *Fig. 53*; *Fig. 69*). Völlig ähnlich den letzteren hatten sie miteinander gemein, dass sie höchstens bis zur Mitte der Oberschenkel herabreichten und sowohl enger (faltenlos), als auch von sehr verschiedener Weite, und dann gemeinlich durchgängig der Länge nach regelmässig gefaltet, stets übergürtet getragen wurden (*Fig. 128*; *Fig. 129*). Auch pflegte man, ebenfalls ganz ähnlich wie bei den französischen

Röcken, die engeren an ihren Schössen zur rechten und linken zumeist nur kurz, die weiteren aber hier mehrentheils bis zu den Hüften hin aufzuschlitzen und, jedoch unabhängig von jenen, die einen wie die anderen bald mit Ärmeln auszustatten, bald nur mit Armlöchern zu versehen (*Fig. 128 a—c; Fig. 129 a. b*). Noch ausserdem gestaltete man die ermellosen vereinzelt dadurch, dass man sie an jeder Seite bis zu den Schultern hin öffnete, zu eigentlichen Ueberwürfen, davon späterhin hauptsächlich die Jugend häufiger Gebrauch machte. Im Uebrigen behandelte man diese Röcke insgesamt, ausser in Gestaltung der Ärmel, ganz wie

Fig. 128.



die noch sonstigen Röcke; so in Betreff des Halsausschnitts, als auch des Stoffs und der Ausstattung, darin man gleichmässig wechselte, nur dass man vorzüglich diese Röcke am unteren Rande und längs den Armlöchern mit Pelzwerk zu verbrämen beliebte (*Fig. 129 b; vergl. Fig. 128 a—c*). Ihre Ärmel bildete man fast ausschliesslich entweder durchgängig bis zur Hand hin enganliegend oder von nur mässiger Weite bis über den Ellbogen sich erstreckend (*Fig. 129 a. b*), oder aber von der Schulter bis zur Armbiege weitbauschig und von da bis zum Handgelenk eng, vorwiegend dieser letzteren Form zuweilen noch einen oberen vorn der Länge nach aufgeschlitzten Hängeärmel hinzufügend (*Fig. 128 a—c*). Die Ärmel der übrigen Röcke dagegen erfuhren mannigfacheren Wechsel.

Nächst dem dass man die dafür schon üblichen Ermelformen fortsetzte und für sie auch die eben erwähnten Gestaltungen beanspruchte, erfand man noch mancherlei hinzu, wie unter anderem namentlich ganze enger anschliessende Ärmel, hinterwärts durchaus geschlitzt und über dem bauchigen Unterhemde durch Schleifenwerk mehrfach wiederum verknüpft, als auch beträchtlich breite Ärmel, bis zu den Knien herabreichend, vorn der ganzen Länge nach offen und durchweg in viele steife Langfalten regelmässig gelegt.

Fig. 129.



Fig. 130.



Fast gleichzeitig mit diesen Röcken eignete man sich die Jackentracht an, die dann ebenfalls nebenher, vorzugsweise unter der Jugend, bald allgemeinere Verbreitung fand. Da die Jacken gemeinlich entweder nur knapp bis zu den Hüften oder doch mit nur sehr kurzem Vorstoss wenig darüber hinabreichten und so den engen Beinkleidern anschlossen, gelangte hiebei, im Gegensatz zu den übrigen Bekleidungsarten, der Körper vollständig zur Erscheinung (Fig. 130; Fig. 131 a—c). Sie selber trug man bald weiter bald enger, nicht selten ganz ähnlich den in Frankreich üblichen Jacken durchaus fest gespannt (Fig. 52), theils, so besonders die weiteren, geschlossen, theils vorn offen und hier zum Schliessen mit Knöpfen oder Zugschnüren versehen (Fig. 131 c).

Die engeren Jacken stattete man zumeist mit langen, engen Ärmeln (*Fig. 131 b. c*), die weiteren hingegen häufiger mit faltigen Halbermeln aus (*Fig. 130; Fig. 131 a*), zudem auch beließ man sie zuweilen mit nur kurzen Achselklappen oder gänzlich ermellos. Die engen Ärmel aber pflegte man gelegentlich gleich wie die der Röcke rücklings zu schlitzeln und zu unterpuffen (*Fig. 131 c*). — Vorzugsweise bei dieser Tracht, deren noch weitere Ausstattung durch Randbesätze und Stickerei man sich namentlich in der Folge besonders angelegen sein liess, brachte man auch die farbige Halbtheilung, das „*mi-parti*“, in Anwendung.

Fig. 131.



Noch ausserdem wurden, zugleich mit den Jacken, einige Gewänder gebräuchlich, vorzugsweise dazu bestimmt, über diese und über die kürzeren Röcke angezogen zu werden. Sie, somit gleichsam ein Mittelding zwischen Ueberrock und Mantel, hatten die Gestalt einerseits von bald längeren bald kürzeren vorn offenen, ermellosen „Schauben“ (*Fig. 127 c*), andererseits von unterschiedlich langen und weiten Ueberziehern mit zumeist langen, weiten Ärmeln und breitem tief herabfallendem Kragen von gewöhnlich nur einfachem, doch mitunter auch künstlicherem Schnitt. In letzterer Beschaffenheit bildete er in den meisten Fällen einen weitfaltigen Behang, entweder nur an den (zwei) vorderen Kanten oder zugleich auch noch inmitten im Verhältniss zur übrigen Ausdehnung spitzflügelig sehr beträchtlich verlängert (vergl. *Fig. 127 b*).

Was nun endlich die mannigfachen Sonderformen anbetrifft, die man zum Theil selbst schon kurz vor Beginn des Jahrhunderts in eigenwilliger launenhafter Bethätigung ersann und namentlich im Verlauf der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch im Einzelnen durch mancherlei seltsamere Gestaltungen vermehrte, so gingen diese insgesamt sowohl von der langen und weiten Kleidung, als auch von der kürzeren und engeren aus.

Im Hinblick auf die erstere, als die ältere überhaupt, stellte man zunächst demähnliche Gewänder, aber von solcher Steifheit her, dass sie keine Fältelung zuließen, indem man dazu die derbsten Gewebe von

Fig. 132.



Tuch, Seide oder Sammet wählte und sie zumeist noch durch eingestickte oder aufgenähte Verzierungen verstärkte (Fig. 132). Diese Gewänder waren nur selten vorn der Länge nach geöffnet, vielmehr in den meisten Fällen entweder geschlossen oder, zum Reiten, doch nur unterhalb (vorn und rücklings) bis zum Gesäss hin aufgeschlitzt (Fig. 132 b. d). Am häufigsten versah man sie nur mit Armlöchern oder mit nur kurzen Halbermeln, zuweilen auch mit einem Schulterkragen, der gleichfalls faltenlos anschloss und, bei sehr verschiedener Breite, gemeinlicher noch kostbarer, als der Rock selber, verziert wurde (Fig. 132 d). Stattete man sie mit Langermeln aus, so beliebte man diese vorwiegend sehr weit und

bis zum unteren Rande des Gewandes herabreichend, gleich dem letzteren steif, faltenlos, und somit, grösserer Bequemlichkeit wegen (zum Herausstrecken der Arme), inmitten zu knappen Armlöchern geöffnet (Fig. 132 e). Noch ferner pflegte man namentlich den unteren Saum sowohl dieser Ermel als auch des eigentlichen Rocks mit kostbarem Pelzwerk zu verbrämen und so auch, nicht selten mit Beibehalt eben dieser Ausstattungsweise, zu einfachem „Zaddelwerk“ zu gestalten (Fig. 132 d. e). — Gleichzeitig damit brachte man lange Umhänge in Anwendung, die

Fig. 133.



den einfachen Umhängen, welche zur rechten und zur linken bis zu den Schultern hin offen waren, zwar dem Schnitt nach völlig entsprachen, sich aber von diesen dadurch unterschieden, dass ihre Ränder insgesamt zu breiten mehr oder minder langen „Lappen und Laschen“ zerschnitten wurden (Fig. 132 a).

Nicht lange nach Aufnahme dieser Gewänder, noch vor der Mitte des Jahrhunderts, gingen einzelne vornehme Stutzer in deren Gestaltung und Ausstattung noch um ein Beträchtliches weiter. Die einmal durch die Derbheit des Stoffes, aus welchem man sie herstellte, gebotene Glätte und Steifheit derselben, liess hierin keine Veränderung zu; so aber suchten

sie dies nun dadurch mindestens in etwas aufzuheben, dass sie die Röcke einerseits, und zwar vorzüglich die weiten und langen zugleich mit Einschluss der langen Ärmel, zu vielen dicht neben einander liegenden steifen Langfalten zusammenfassten (*Fig. 133 c*), anderseits, so hauptsächlich die kürzeren, wie auch die weiteren Ueberhänge (gleichviel ob man sie glatt belies oder ebenso fältelte) längs ihren Kanten u. s. w. mit mancherlei losen Besatzstücken, so insbesondere mit Zaddelwerk in wechselnder Form geradezu überhäuften (*Fig. 133 a. b*). — Gleichzeitig

Fig. 134.



mit der ersten Aneignung einer derartigen Verzierung, die sodann im jüngeren Verlauf der zweiten Hälfte des Jahrhunderts selbst noch an weiterer Ausdehnung gewann (*Fig. 134 a*), war es beim reicheren Stutzertum auch üblich geworden, die Gewänder mit kleinen an Kettchen befestigten metallenen Anhängseln zu schmücken. Auch hierin anfänglich sich darauf beschränkend, diese, wenn schon auch von vornherein gelegentlich in ziemlicher Anzahl, doch immer nur am Gewand anzubringen (*Fig. 132 b. e*), arteten ebenfalls Einzelne und zwar vornämlich dahin aus,

dass sie sich, ähnlich wie dies hauptsächlich in Deutschland mehrfach gebräuchlich war (Fig. 109), ausser mit solchen blossen Anhängseln, noch mit einem langen und breiten verzierten Gurt querüber behingen, daran zumeist eng aneinandergereiht kleine Schellen oder Glöckchen lose beweglich befestigt sassen, in deren Gestaltung man überdies aufs Vielfältigste wechselte (Fig. 133 c; vergl. S. 223). — Noch sonst aber begnügte man sich auch, und so bis zum Schlusse des Jahrhunderts, ohne Verwendung von Zaddeln und Schellen, mit im Ganzen einfacheren Röcken, welche, bis gegen die Knie hin reichend, nur von der Taille ab mehrentheils steif regelmässig gefaltet waren und weite bald längere bald kürzere gesteifte Hängeermel hatten, zuweilen (wie die französischen „mahoitres“) unmittelbar über den Schultern etwas wulstig aufgebauscht (Fig. 134 b; vergl. S. 74).

Fig. 135.



Anknüpfend nun an die knappe Kleidung, die eigentliche Jackentracht, suchte man der Hinneigung zu absonderlichen Formen wesentlich dadurch zu genügen, dass man sie unterschiedlich aufschlitzte, was zugleich die Anwendung von darauf berechneten Unterkleidern mit sich brachte. Zuvörderst blieb man dabei stehen nur die Jacke in ähnlicher Weise, wie schon seither die engeren Ärmel, an mehreren Stellen, so vorzugsweise auf der Brust und längs dem Rücken, mehr oder minder weit zu öffnen und diese Oeffnungen zu unterpuffen. Nicht lange jedoch, so begannen Einzelne diese Schlitzte theils zu vermehren, theils in dem Grade zu erweitern, dass die Jacke im Grunde genommen nur noch einem aus schmalen Streifen gebildeten Gitterwerke glich, kaum mehr geeignet das Untergewand einigermassen zusammenzuhalten. Alsbald sich auch nicht mehr damit begnügend, schritt man dazu vor allem die Ärmel sowohl vorn als auch hinterwärts der ganzen Länge nach aufzuschneiden und sie höchstens, damit sie doch nicht eines jeglichen Halts entbehrten (ausser um das Handgelenk), vorn in weiten Abständen zum Zuknöpfen einzurichten. In Folge dessen pflegte man das Untergewand von feinstem Stoff in möglicher Weite zu beschaffen, so dass es aus den Oeffnungen, wie hauptsächlich auch mit seinen Ärmeln, in faltiger Fülle zu Tage trat.

Anknüpfend nun an die knappe Kleidung, die eigentliche Jackentracht, suchte man der Hinneigung zu absonderlichen Formen wesentlich dadurch zu genügen, dass man sie unterschiedlich aufschlitzte, was zugleich die Anwendung von darauf berechneten Unterkleidern mit sich brachte. Zuvörderst blieb man dabei stehen nur die Jacke in ähnlicher Weise, wie schon seither die engeren Ärmel, an mehreren Stellen, so vorzugsweise auf der Brust und längs dem Rücken, mehr oder minder weit zu öffnen und diese Oeffnungen zu unterpuffen. Nicht lange jedoch, so begannen Einzelne diese Schlitzte theils zu vermehren, theils in dem Grade zu erweitern, dass die Jacke im Grunde genommen nur noch einem aus schmalen Streifen gebildeten Gitterwerke glich, kaum mehr geeignet das

Untergewand einigermassen zusammenzuhalten. Alsbald sich auch nicht mehr damit begnügend, schritt man dazu vor allem die Ärmel sowohl vorn als auch hinterwärts der ganzen Länge nach aufzuschneiden und sie höchstens, damit sie doch nicht eines jeglichen Halts entbehrten (ausser um das Handgelenk), vorn in weiten Abständen zum Zuknöpfen einzurichten. In Folge dessen pflegte man das Untergewand von feinstem Stoff in möglicher Weite zu beschaffen, so dass es aus den Oeffnungen, wie hauptsächlich auch mit seinen Ärmeln, in faltiger Fülle zu Tage trat.

— Ganz demähnlich verfuhr man dann auch mit den engen Beinkleidern, dadurch denn ein derart Bekleideter gewissermassen den Anschein gewann, als sei er über dem blossen Hemde lediglich mit Bandstreifen bedeckt (*Fig. 135*). — Versah man die Jacken mit kurzem Schoss, so gab man diesem häufiger die Gestalt eines engen Schurzes, aus mehreren entweder übereinander oder kreuzweis durcheinander geordneten schmalen Streifen gebildet, gewöhnlich rechts und links bis zur Taille bogenförmig ausgeschnitten. Dazu kam, was diese Tracht noch wunderlicher erscheinen liess, dass man sämmtliche Oeffnungen am Rande zierlich einfasste und davon wenigstens einzelne, wie hauptsächlich an den Beinkleidern, mehrerer Befestigung wegen stellenweis durch überkreuz gezogene farbige Schnüre verband (*Fig. 135*).

Das bisher Gesagte betraf fast lediglich die oberen Gewänder. Die untere Kleidung ward bei dem Allen, mit nur höchst seltenen Ausnahmen, von der oberen verdeckt oder kam doch eben nur da, wo diese entweder kurzermelig oder gänzlich ermellos war, mit ihren Ärmeln zur Erscheinung. Im ersteren Falle beliess man sie, wie seither, durchgängig eng, im anderen Fall aber gestaltete man sie nun vorherrschend, wie an den kürzeren engeren und faltigen Röcken, vom Ellenbogen bis zur Schulter hin bauchig (*Fig. 128 a—c; Fig. 131 a; vergl. Fig. 127 ff.*).

Hinsichtlich der Gürtung wechselte man fortan nur noch darin ab, dass man den Gurt, ganz abgesehen von der Beschaffenheit des Gewandes, ausser in der sonst üblichen Weise (um die Taille oder tiefer), nun auch wohl von der rechten Hüfte, indem man ihn hier befestigte, querüber lose hängend trug. Er selber bildete nach wie vor theils eine nur schmale farbige Schnur (*Fig. 129*), theils einen Riemen oder ein Band von unterschiedlicher Breite und Länge mit mannigfachem Zierrath bedeckt, theils ein metallenes Schartenwerk, und erfuhr im Wesentlichen kaum noch eine weitere Durchbildung, als dass man ihn im Einzelnen, soweit es eben seine Form überhaupt gestattete, zunehmend reicher, nicht selten sogar durch zierlich gefasste Edelsteine, Perlen u. dergl. verzierte; ein Schmuck, den man auch gelegentlich bei den bandelierartig getragenen Schellengürteln anbrachte (*Fig. 133 c; vergl. Fig. 128; Fig. 134 c*).

Die mantelartigen Umhänge — dazu von den schon erwähnten Gewändern gewissermassen sowohl jene langen, weitfaltigen Ueberröcke, die man in Weise der Toga umwarf (*Fig. 124 a*), als auch die kürzeren schaubenförmigen Ueberzieher zu rechnen sind (*Fig. 127*) — wurden noch ausserdem durch einige geringe Nebenformen vermehrt. Es waren diese, doch eben auch nur als Abarten von den fortbestehenden Rücken- und Schultermänteln, einestheils ganz diesen ähnliche, nur etwas kürzere oder auch nur zierlicher zugeschnittene Umhänge (*Fig. 136*) mit einfachem oder

künstlicher gestaltetem Schulterkragen, andertheils sehr kurze und knappe Schultermäntelchen, die zumeist, ganz wie das altrömische „*sagum*“, aus einem viereckigen Stück bestanden und auf der rechten Schulter vermittelst Knöpfen oder einer Spange befestigt wurden (vergl. *Fig. 103*). Der eigentliche Wechsel hierbei beschränkte sich auf die Gestaltung jener Krägen. Ihnen gab man mitunter selbst absonderliche Formen, indem man sie, bei sehr verschiedener Ausdehnung, bald zu mehreren, oft wunderlich gebildeten lang herabhängenden Lappen ausschnitt (vergl. *Fig. 127 b*), bald, zuweilen unter gleicher Behandlung, dadurch verdoppelte,

Fig. 136.



dass man ihnen noch einen kürzeren Ueberfallkragen hinzufügte, bald auch, bei sonst einfachem Schnitt, hinterwärts inmitten zu einer Art von Kapuze faltig zusammenfasste u. s. w. Abgesehen von den sehr knappen Schultermäntelchen, die man gewöhnlich nur mit farbigen Borduren einfasste, fuhr man in Ausstattung der übrigen Mäntel fort sie (ausser mit derartigen Einfassungen) mit Knöpfchen von nicht selten reicher Goldschmiedearbeit und gelegentlich, auch ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, mit Pelzwerk zu verbrämen.

Die Beinbekleidung liess kaum noch eine weitere Veränderung zu, da man sich noch durchaus nicht dazu verstehen konnte, ihre althergebrachte Gespanntheit aufzugeben. Das Auge hatte sich einmal so daran gewöhnt, dass man sie ja auch da, wo man sie in absonderlicher Weise vielfach schlitzte, wiederum durch Schnüre eng zusammenzog (*Fig. 135*). Man blieb dabei sie, allein mit Ausnahme von eben solcher Abwandlung, in Form von glatten ganzen Hosen

und von besonderen Knie- und Unterschenkelhosen zu tragen (*Fig. 129 a*; *Fig. 130*; *Fig. 131 a*). Die Bänder, damit man die Kniehosen unterwärts befestigte, pflegte man ein- und auch mehrfach zusammen zu schleifen, so dass auch sie eine Art von Zierde bildeten; die Hosen überhaupt aber immer häufiger in der Weise des „*mi-parti*“ aus verschiedenfarbigen Langstreifen herzustellen und auch, falls man sie einfarbig beliess, ausserhalb der ganzen Länge nach wenigstens mit einem schmalen verzierten Streifen zu besetzen (*Fig. 133 b*). Zudem versah man sie im späteren Verlauf der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit ähnlichen Schamkapseln, wie solche seit länger in Frankreich unter der Bezeichnung „*braguettes*“ allgemeinere Aufnahme gefunden hatten (S. 88).

Nicht viel anders verhielt es sich mit der Fussbekleidung. Die fast einzige Abwandlung, welche sie hinsichtlich der Form noch erfuhr, bestand in zunehmender Verlängerung der Spitzen seitens einzelner Stutzer, die sich dadurch, gleich wie durch die absonderliche Gestaltung der Kleidung, besonders hervorzuthun suchten. Wie in dieser, so übertrieben sie allmählig auch darin (*Fig. 132; Fig. 133 b. c.*); doch fand diese Mode keineswegs so durchgängige Verbreitung, wie in Frankreich, England und Deutschland, sondern blieb bis zu ihrem Aufhören um den Schluss des Jahrhunderts immer nur als auffällige Besonderheit auf den engeren Kreis der vornehmen geckenhaften Jugend eingeschränkt. Allgemeiner hielt man an den bestehenden, einmal als zweckmässig und geschmackvoll erachteten Grundformen fest, sich damit begnügend sie höchstens im Einzelnen noch zierlicher auszustatten. So aber wurde es nun unter anderem gebräuchlich die ganzen, geschlossenen Schuhe oberwärts ringsherum, entweder einfach oder mehrtheilig, unterschiedlich breit umzuschlagen und diesen Umschlag anders, als den Schuh selbst, zu färben (*Fig. 127 b. c.; Fig. 135*), die vorn offenen Schuhe aber zuweilen bis weit über den Hacken hinauf schnabelförmig zu verlängern und vorn, zur Befestigung über den Spann, mit mehreren Bindebändern zu versehen und in deren Anordnung, je nach eigenem Ermessen, zu wechseln (*Fig. 130; Fig. 135; vergl. Fig. 129 a; Fig. 131 a*). Zu den Socken (*Fig. 131 b*) und den eigentlichen Stiefeln wählte man fortan, statt der vordem dafür auch benutzten anderweitigen derben Stoffe, fast ausschliesslich feines Leder. Ausserdem wurden die Stiefel nun zum Theil noch höher beliebt, so dass sie mitunter selbst das Knie überragten, und ebenfalls, ähnlich wie die Schuhe, doch um Vieles breiter umgestülpt, in Folge dessen ebenso verschieden gefärbt, und gelegentlich noch überdies die Stulpen längs den Rändern bunt eingefasst und zierlich ausgezackt (*Fig. 128 a; Fig. 133 a. b; Fig. 134 b*).

Für die Beschränkung, welche man sich bei diesen Kleidungsstücken noch fortdauernd auferlegte, suchte man sich nun gleich von vornherein an den Kopfbedeckungen zu entschädigen. Alle bestehenden Formen derselben behielt man bei; daneben aber bildete man theils diese im Einzelnen noch besonders aus, theils erging man sich in Erfindung von ganz neuen Gestaltungen, dabei denn mehrfach gleichfalls den wunderlichen Eingebungen folgend, welche jene anderweitigen seltsamen Abwandlungen bestimmten. Die sonst einfachen mehr oder minder gesteiften Kappen erhielten bald höhere, bald niedrigere Aufschläge von mannigfach wechselnder Beschaffenheit (*Fig. 124 a; Fig. 125 c; Fig. 127 b; Fig. 128 a; Fig. 131 a. b*); die weicheren, Fes-ähnlichen Mützen wurden zunehmend häufiger oberhalb inmitten faltig zusammengezogen, nicht selten ebenfalls umgekrempt, und bei alledem, wenigstens zum Theil,

bis zur Unförmlichkeit erhöht (*Fig. 128 c; Fig. 129 a. b; Fig. 132 c; Fig. 134 c*). — Bei den gesteiften Rundkappen wandte man sein Augenmerk vorzugsweise auf die Krempe. Sie machte man nicht allein breiter und weiter, sondern gab ihnen auch, in Verbindung damit, durch Ausschneiden sowohl, als durch Umbiegen zumeist nach oben, die mannigfachste Abwechslung, dergestalt, dass sie oft geradezu hörnerartigen Aufsätzen glichen (*Fig. 124 c; Fig. 135; Fig. 136*). Selbst mit den weiblichen Kopftrachten theilten mindestens einzelne Stutzer die kissenförmigen breitausladenden Rundwülste, die sie dann gelegentlich noch oberhalb durch eine Fülle von Zeug, das sie faltig aufbauschten, zu überbieten suchten (*Fig. 132 b; Fig. 133 a*). Noch ferner endlich eignete man sich, doch wie es scheint erst seit der Mitte des Jahrhunderts, auch förmliche hochaufgesteifte Hüte mit auf- oder niedergeschlagener Krempe (*Fig. 134 b*) und, in Nachahmung französischen Gebrauchs, als schmückenden Behang der Kopfbedeckungen überhaupt, die in Deutschland sogenannte „Sendelbinde“ in allen den ihr eigenen Gestaltungen immer allgemeiner an (*Fig. 124 c; Fig. 126 a. b; vergl. S. 224; S. 94*). — Zugleich mit den Formen wechselte man in deren Ausstattung. Auch sie erfuhr gleich von Beginn an eine beträchtliche Steigerung in Anbetracht sowohl der Färbung als auch, und noch vielmehr, des anderweitig verzierenden Beiwerks. Die zur Einfassung bestimmten Bordüren, so wie die zur Umwindung angewandten Bänder und Schnüre, als auch insbesondere die mannigfachen kleinen metallenen Zierrathen, damit man nunmehr hauptsächlich die gesteifteren Kappen u. s. w. vorn und inmitten des Kopfteils zu besetzen pflegte (*Fig. 135; Fig. 136*), wurden stets reicher und reicher beliebt, und ebenso ward es gebräuchlicher die nur einigermaßen dazu geeigneten Bedeckungen durch vorn oder seitlich angebrachte farbige Federn zu schmücken (*Fig. 125 a; Fig. 131 a. b; Fig. 134 b*) und gelegentlich selbst mit Pelzwerk zu füttern oder doch an den Rändern damit zu verbrämen. So unter anderem auch die mit Schulterkragen versehenen Kapuzen, die man schon frühzeitig vereinzelt sogar lediglich daraus verfertigte (*Fig. 132 c*). Auch brachte das Stutzerthum noch fortdauernd, bis gegen den Schluss des Jahrhunderts, in allen Fällen da, wo es, wie eben bei der Kapuze, der Sendelbinde u. dergl. thunlich war, das sogenannte „Zaddelwerk“ und zwar nun unter nicht minder zunehmender Vermannigfachung, wie das Uebrige, mit besonderer Vorliebe in Anwendung.

Nun auch wurde die Haartracht mehrerer Veränderung unterworfen. Die älteren und ernster gesinnten Männer allerdings, die dem Wechsel der Mode überhaupt weniger huldigten, fuhren fort das Haar in gewohnter Weise theils mässig zugestutzt und über der Stirn gerade abgescnitten, theils auch ganz kurz zu tragen, und es in solcher Beschaffen-

heit auch wohl mit der Kopfbedeckung fast gänzlich zu verdecken (*Fig. 124 a*; *Fig. 125 b. c*; *Fig. 126 a. b*; *Fig. 128 c*; *Fig. 132 a. c. e*; *Fig. 134 c*). Anders jedoch die eitele jugendliche Welt. Bei ihr gewann der vordem nur von Einzelnen gepflegte Brauch, mit der ganzen Fülle des Haars zu prunken, immer allgemeinere Geltung, so dass derselbe schliesslich unter ihr geradezu zum Modegesetz ward. Demzufolge blieb man nun aber auch nicht dabei stehen, es etwa nur in seiner natürlichen Eigenschaft frei, schlicht oder wellig gelockt, längs dem Nacken herabhängen zu lassen, vielmehr suchte es und namentlich da, wo die Natur dem widerstrebte, durch mannigfach künstliche Mittel zu zwingen. Man ölte, brannte und kräuselte es, und während es, so zugerichtet, Einige nur einfach wellenförmig belassen (*Fig. 133 c*; *Fig. 134 a*), Andere es zu vielen kleinen Locken rings um den Kopf ordneten (*Fig. 128 a. c*; *Fig. 133 a*) oder auch nur längs den Wangen lockten (*Fig. 131 c*), gingen wiederum Andere selbst so weit, dass sie es, ganz nach weibischer Art, rings um den Kopf in viele dicht neben einander fallende lange Ringellocken abtheilten (*Fig. 133 b*). Bei alledem, so namentlich bei dieser letzteren Gestaltung, pflegte es die stutzerhafte Jugend nach wie vor mit einem zierlich geschmückten Reifen, einem Bande oder einem Kranze zusammenzufassen, was denn gerade bei solcher Anordnung das Geckenhafte derselben nur noch um so mehr erhöhte (*Fig. 133 b*; *Fig. 134 a*). — So gross die Sorgfalt war, die man dem Haupthaar zuwandte, so wenig wollte man sich doch auch noch fortan dazu verstehen, den Bart wachsen zu lassen. Mit Ausnahme von nur Wenigen, die theils die nur spärlich verbreitete Pflege eines kurzen Wangenbarts fortsetzten, theils in eitler Selbstgefälligkeit einen Knebelbart oder, wohl auch in Verbindung damit, einen nur kurz zugespitzten Kinnbart zeigten (*Fig. 132 c*; *Fig. 134 b*), blieb die völlige Bartlosigkeit hauptsächlich unter den vornehmen Ständen gewissermassen eine Pflicht, die man dem Wohlanstande schuldete.

Endlich waren es nächst den noch mancherlei kleineren Schmuckgegenständen, den Ringen, Spangen u. dergl., deren man sich nach wie vor zu besonderer Zierde bediente, die Handschuhe, woran sich schon bald nach Beginn des Jahrhunderts ein ausnehmender Aufwand entfaltete. Ausser den zum Reiten und zur Falkenjagd, wie überhaupt zu nur praktischen Zwecken bestimmten, die man demnach zumeist aus derberem Leder fertigte (*Fig. 128 a*; *Fig. 133 b*), stellte man sie nunmehr im Ganzen immer häufiger, wenn nicht aus äusserst zartem farbigen Leder, von einfarbiger oder buntgemusterter Seide und auch wohl von Sammet her, sie noch überdies mit Stickerei, Bortenbesatz u. s. w. ausstattend. Man trug sie gewöhnlich um das Handgelenk ziemlich weit, hier entweder (über demselben) gerade abschliessend und dann nicht selten zum Zuknöpfen eingerichtet (*Fig. 125 b*; *Fig. 129 a. b*), oder zu längeren

Stulpen erweitert, an den Enden mit Quästchen versehen (*Fig. 128 a*; *Fig. 133 b*). Wie in Allem, so übertrieb das Stutzerthum auch hier, und zwar nun gerade hierin schon früh selbst bis zu dem Grade, dass sich alsbald einzelne Behörden, wie unter anderem der Rath von Bergamo veranlasst fühlten, eben diesen Luxus gesetzlich zu beschränken. — Ein noch anderweitiger Luxus, der etwa um die Mitte des Jahrhunderts aufkam, jedoch immer nur von Einzelnen betrieben wurde, bestand in dem Gebrauch von mehr oder minder reich verzierten oder auch nur absonderlich geformten Spazierstöcken (*Fig. 133 b*; vergl. S. 75).

Fig. 137.



Die Kleidung der Weiber blieb demgegenüber noch lange bei den schliesslich gewonnenen Formen stehen. Einmal liess die ihr überhaupt von jeher eigene Grundgestalt hinsichtlich der Länge und Weite nicht so leicht eine durchgreifendere Veränderung zu, andererseits aber hatte sich an ihr innerhalb der so bedingten Grenze auch bereits eine Vermannigfachung herausgebildet, an der man es sich allerdings wohl, wenigstens noch zunächst, genügen lassen konnte. Somit auch zuvörderst wesentlich nur darauf bedacht, sie durch fernere Vermehrung von Schmuck, als auch durch zunehmende Verwendung der dichtesten und kostbarsten Brokatgewebe u. dergl., noch in Weiterem zu bereichern, war es fast lediglich dies, was auch ihr denn allmählig noch ein absonderliches Gepräge, das einer durchgängigen Versteifung gab. Dies indessen, was dann freilich seiner Wesenheit nach auch wiederum manche Einzelabwandlungen mit sich brachte, gelangte doch kaum vor der Mitte des Jahrhun-

derts zu mehrer Geltung und blieb auch ausserdem nur auf die vornehmen Stände beschränkt.

Bei diesen Ständen, so wie bei den begüterteren Klassen überhaupt, gewannen nummehr zuvörderst die langen oberhalb enganschliessenden Gewänder mit ihren unterschiedlich tiefen und weiten Halsausschnitten vor den durchgängig faltigen Röcken den Vorzug (*Fig. 137; Fig. 138; Fig. 139 a*); ebenso unter den mannigfachen Formen von Ärmeln des oberen Kleides sowohl die sehr langen und schmalen, als auch die äusserst langen und weiten vorn völlig offenen Hängeärmel (*Fig. 137 a. d. e*). Dazu auch pflegte man noch nach wie vor das Kleid bald höher, bald tiefer zu gürteln oder ungegürtet zu belassen, und die Ärmel, ausser mit

Fig. 138.



zierlichen Bordüren, vorwiegend theils mit Pelzwerk zu unterfüttern oder doch damit zu verbrämen, theils längs den Rändern zu kleinen „Zaddeln“ auszuschneiden (*Fig. 138; vergl. Fig. 137 a. d*). Die Brustlätze aber, die man gewöhnlich unter den vorn geöffneten Leibchen trug, so wie auch dieses selbst namentlich an seinen Rändern, wurden nun, sei es durch Perlen, Goldstickerei u. dergl., noch um ein Beträchtliches reicher verziert, die ersteren ausserdem je nach der Form des Brustausschnitts noch mannigfaltiger behandelt. War dieser nur mässig weit und kurz, in welchem Falle man das Leibchen fortan nicht selten mit einem schmalen ringsumlaufenden Ueberschlagkragen ausstattete (*Fig. 137 a. e*), so liess man den Hals entweder unbedeckt oder begnügte sich doch mit einem nur kleinen feinstoffigen Untertuch; war hingegen der Ausschnitt sehr weit und tief (rund, viereckig oder bis zur Taille herab abgescrägt), so ordnete man den Latz darunter entweder ganz in Art eines Unterleibchens oder eines unterschiedlich hochstehenden Kragentuchs an: bei dem sehr breit

geöffneten viereckten Ausschnitt zuweilen dergestalt, dass es in zierliche Langfalten gelegt den ganzen Hals bis zum Kehlkopf hin eng umschloss und hier von einer zumeist reich geschmückten Borte zusammengefasst ward. — Nicht minder beliess man einstweilen das untere Gewand ohne einige Veränderung, und so auch noch fast durchgängig mit langen enganliegenden Ärmeln (*Fig. 137 d. e*). Nur da wo man sich, wie fortan mehrentheils, überhaupt nur eines Rocks bediente, pflegte man diesen, gleich den eigentlichen Obergewändern, mit langer Schleppe auszustatten (*Fig. 137 b. c*) und theils mit eben solchen Ärmeln zu versehen; theils aber auch, vornämlich in noch weiterer Folge, ohne Ärmel zu belassen, und in diesem Falle dann auch wohl zuweilen ein enges, ebenfalls ärmel-

loses Jäckchen darüber anzuziehen, das indessen nur selten tiefer bis knapp über den Unterleib hinabreichte, also dass die Arme gänzlich entblösst blieben.

So vornämlich bei der vornehmen Jugend, die nun überdies begann von den mannigfach seltsamen Formen von Kopfbedeckungen, die vordem nur vereinzelt Aufnahme gefunden hatten, immer weiteren Gebrauch zu machen (*Fig. 137 a—e; Fig. 138; vergl. S. 291*). — Von den älteren und den verheiratheten Frauen wurde jene Art von Obergewand

Fig. 139.



zwar ebenfalls zunehmend häufiger angewendet, doch hielten sie daneben auch noch ferner an den durchgängig weiteren Gewändern mit besonderer Vorliebe fest (*Fig. 139 b*). So auch blieben sie noch einweilen dabei diese Gewänder ganz in der hergebrachten Weise mehr oder minder faltig und langschleppend, völlig geschlossen oder vorn offen, gegürtet und ungegürtet zu tragen, höchstens nur darin dem wandelnden Geschmacke folgend, dass sie zum Theil den Halsausschnitt, ganz ähnlich wie den an den enganschliessenden Röcken, unterschiedlich weit und tief gestalteten und somit eben wie bei jenen Röcken vermittelst eines verzierten Brustlatzes unterlegten. In allem Uebrigen aber und so auch in Gestaltung der Ermel fand hierbei zunächst noch keine wesentliche Neuerung statt, ausgenommen allein im Schmuck, wie hauptsächlich in der Ausstattung durch Randbesätze u. dergl., die man, wie an den Gewändern überhaupt, so nun auch an diesen Röcken in steigendem Maasse reicher durchbildete.

Vor allem aber waren es die mittleren und niederen dienenden Stände, welche die ihnen seither eigene Bekleidung auch noch weit über die Mitte, ja zum grösseren Theile selbst bis gegen den Schluss des Jahrhunderts, wenigstens dem Schnitte nach fast ohne einige Veränderung fortsetzten. Nach wie vor trugen sie das zumeist minder lange Obergewand theils durchweg weit und faltig (*Fig. 140 b*), theils oberhalb bis zu den Hüften

herab enger anschliessend, in allen damit bereits verbundenen Abwandlungen, zugleich auch den gelegentlichen Gebrauch dauernd beibehaltend das Gewand bei etwaigen Handtierungen, grösserer Bequemlichkeit wegen, um die Taille aufzuschürzen, so dass das Unterkleid zum Vorschein kam (Fig. 140 a). Vereinzelt allerdings, und wohl auch allmählig in weiterer Verbreitung, blieb es denn gleichwohl auch in diesen Ständen nicht aus, dass man, wie namentlich in Betreff der Ausstattung als auch in Gestaltung der Kopfbedeckungen und anderer schmückender Zuthaten, sein Hauptaugenmerk fortan mehr und mehr auf die vornehme Welt richtete und sich wenigstens nach Möglichkeit bemühte, es dieser ähnlich zu thun.

Fig. 140.



Die Behörden der Städte nahmen unablässig Bedacht, dem Umsichgreifen des Aufwands gesetzlich zu begegnen. Mit dessen Steigerung seit dem Beginn des Jahrhunderts fuhren sie in immer verschärfterem Grade darin fort. Gleichwie in den übrigen Ländern folgte nunmehr in stets kürzeren Zwischenräumen eine Verordnung der anderen, freilich, auch wie dort, ohne weitergreifenden Erfolg. Eine der eingehendsten dieser Verordnungen für das weibliche Geschlecht, bei denen man es sich überhaupt auch noch besonders angelegen sein liess den Unterschied der Stände auch dem äusseren Erscheinen nach aufrecht zu erhalten, wurde um 1453 in Bologna veröffentlicht. In ihr war Alles, Stoff und Farbe

der Gewänder, der Ärmel und selbst des Unterfutters u. s. w. aufs Genauste vorschriftmässig bezeichnet:¹ Verboten waren im Allgemeinen alle gold- und silberdurchwirkten Zeuge, jegliche Art von Hermelin und aller „Wiblingsstoff.“ Im Uebrigen waren in ihr drei Rangstufen der Gesellschaft festgestellt und danach die Bestimmungen getroffen. „Demnach sollten selbst den zur ersten Rangstufe gezählten Frauen und Fräulein des alten Adels nur Kleider von Wolle oder Sammt, höchstens von karmoisin- oder rosenrother Farbe, mit nur zweidrittel Elle langer Schleppe gestattet sein; die Leibchen und Ärmel aber nur aus Seidenzeug, beliebig von gleicher Farbe, bestehen. Nicht mehr als sechs Fingerringe und eine Halsschnur von Korallen, doch nicht von Perlen, und nur ein Edelstein vor der Brust und einer auf dem Kopfe, vor der Stirn, ward ihnen zugestanden. Die Frauen und Töchter des Adels von der Feder oder der Gelehrten und die des neueren Adels vom Degen, welche die zweite Rangstufe bildeten, sollten sich in Stoff und Färbung der Kleider noch mässiger halten, ihre Schleppen nicht über eine halbe Elle lang ausdehnen und nur vier Fingerringe tragen. Zum „neueren“ Adel aber sollten nur solche Bürger gerechnet werden, die seit dreissig Jahren kein zünftiges Geschäft betrieben, allein mit Ausnahme der Notarien, Wechsler, Tuchmacher und Seidenweber; jedoch in Anbetracht der beiden zuletztgenannten mit der Beschränkung, dass sie nicht händig mitarbeiteten und in Betreff Aller, dass sich in ihrer Familie ein Ritter entweder vom Degen oder von der Feder befände. Die dritte Rangstufe schliesslich, darunter man die Frauen und Mädchen aus den Häusern der Künstler und Handwerker begriff, sollte sich bei Einhaltung von noch geringeren Stoffen mit einer nur eindrittel Elle langen Schleppe und nur zwei Fingerringen begnügen.“ Noch sonst aber eiferten sowohl diese, als auch alle noch anderweitigen Verordnungen, als zu Mailand, Bergamo u. s. w. gegen die ungemessene Verschwendung in kostbaren Kränzen, Schnüren von Perlen, Edelsteinen, goldenem und silbernem Schmuck, reichverzierten Hauben, Gürteln und kleinen Hängetaschen. Auch war es sogar in einzelnen Orten den Schneidern und Goldschmieden aufs Strengste untersagt, derartige verbotene Gegenstände zu verfertigen. Insbesondere aber waren es und blieben es die Schleppen, dagegen die Verordnungen insgesamt mit aller Schärfe, wenn gleichwohl auch nutzlos, ankämpften. Zu Modena, wo man in diesem Punkte noch am nachsichtigsten verfuhr, ward ihnen doch auch nur eine Länge von höchstens einer Elle zugestanden. Dafür gab es daselbst aber auch ein in Stein gehauenes öffentlich aufgestelltes Schleppenmaass, daran man die verdächtigen Schleppen messen konnte, um sie sofort zur Anzeige zu bringen. In Mailand und Ber-

¹ D. Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters IV. S. 140 ff.

gamo wurden die Schleppen überhaupt nicht geduldet, auch war dort, wo man sich im Ganzen nur wenig nachgiebig zeigte, den Frauen und Jungfrauen noch insbesondere anbefohlen die Brust nicht zu entblößen, sondern bescheidenlich zu bedecken, und den geringeren Ständen untersagt, sich innerhalb der Stadt, gleich den Vornehmen, der Wägen zu bedienen. Am besten bei dem Allen kamen noch die Frauen der Ritter, der Rechtsgelehrten und der Aerzte fort, denen man, da sie eine Art von Zwitterstellung zwischen dem Adel und dem eigentlichen Bürgerthum einnahmen, hie und da gelegentlich Manches, was sonst eben nicht gestattet war, zuließ. —

Durch die Herausbildung der vollständiger gesteiften Obergewänder seit der Mitte des Jahrhunderts erfuhr die weibliche Bekleidung im Allgemeinen eine nicht unwesentliche Neuerung. Sie machte sich um so auffälliger geltend, da diese Gewänder zu den bestehenden Formen von Oberkleidern, so namentlich zu den durchgängig faltigeren, einen entschiedenen Gegensatz bildeten. Sonderbar genug, und wohl hauptsächlich in dem stets lebendigen Geist des Widerspruchs im Verein mit der wachsenden Hinneigung zu mehrerem Wechsel begründet, machte nun daneben auch die Jugend in den höheren Ständen wiederum eben von jenen weiteren Rücken häufigeren Gebrauch, dabei indessen auch nicht minder sorgsam die Verwendung der oberwärts enganschliessenden Röcke fortsetzend. So nun aber durch die gesteiften Gewänder einmal auf eine ganz neue Gestaltung hingeletet, blieb es in der Folge nicht aus dass man davon vereinzelt immerhin etwas auf die seitherigen Gewandungen zu übertragen suchte, was denn vorwiegend bei den schon an sich zum Theil engeranschliessenden Rücken geschah. Endlich, gegen den Schluss des Jahrhunderts, nachdem man sich vielfach um mögliche Abwandlungen im Einzelnen bemüht hatte, gelangte man, zugleich unter dem Einflusse fremder, insbesondere der burgundisch-französischen Moden, auch zu mancherlei absonderlichen Formen, so dass die weibliche Tracht im Ganzen genommen nunmehr eine ganz ähnliche Mannigfaltigkeit darbot, wie solches bei der männlichen Tracht bereits seit dem Beginn des Jahrhunderts in Weiterem der Fall war.

Bei den oberhalb enganschliessenden Rücken zunächst äusserte sich die nun mehrfach wechselnde Geschmacksrichtung vor allem darin, dass man das Leibchen in seiner Gespanntheit häufiger bis tief über die Hüften herab, ja zuweilen sogar bis über den Unterleib hin verlängerte (*Fig. 141*). Um die dadurch beabsichtigte Wirkung möglichster Schlankheit noch zu erhöhen, pflegte man es in dieser Gestalt, ohne die Formen des Körpers irgend zu unterbrechen, bis dicht um den Hals hinaufgehend zu tragen und es zumeist nur vorn inmitten, der Länge nach, wo es geknüpft oder geschnürt ward, und rings um den knappen Halsausschnitt,

mit einer breiteren oder schmäleren, doch gemeinlich sehr reich und zierlich behandelten Borte u. dergl. zu besetzen. Selten wandte man dafür die noch sonst üblichen Formen des Halsausschnitts an, ausgenommen etwa noch den einfach viereckten, in welchen Fällen aber, wo es geschah, man sich dann auch durchgängiger der bereits so beliebten verschiedenartigen Untertücher und Brustlätze bediente (S. 311). Den unteren Theil des Rocks beliess man im Ganzen, wie seither, faltig und schleppend, obschon man gelegentlich auch ihn um Einiges verengerte und wohl

Fig. 141.



auch selbst in Betreff der Schleppe mindestens in etwas mässigte. Bis gegen den Schluss des Jahrhunderts blieb man dabei, ihn mit dem Leibchen aus einem Stück herzustellen; von da an jedoch pflegte man ihn, nach französischem Vorgange, mitunter davon zu trennen und somit beide Theile je selbständig zu behandeln. Die Gürtung folgte dem Schnitt des Leibchens und rückte demgemäss tiefer herab (Fig. 141).

Daneben erfuhren die durchgängig weiteren faltigen Obergewänder zum Theil, im Uebrigen aber mit Beibehalt aller der ihnen bereits eigenen Abartungen des Halsausschnitts, der Brustöffnungen u. s. w., eine davon ziemlich abweichende Gestaltung. Der Geschmack für mehrere Glätte spielte zwar auch hierbei mit, beschränkte sich jedoch wesentlich auf eine nur mässige Zusammenziehung der Stoffmasse um die Brust, so dass sie diese, wenn auch gewöhnlich faltenlos, doch keineswegs etwa bis zu genauerer Kennzeichnung der Form gespannt, umgab (Fig. 142 c. d; Fig. 143 c). Dazu kam, und zwar gerade gegensätzlich zu jenen Gewändern, dass man sie, falls man sie nicht ungegürtet beliess (Fig. 143 c), hoch, ja zuweilen nahe unter der Brust gürtete, und bei Anwendung eines Brustausschnitts nicht selten ausserdem mit einem den Ausschnitt ringsumgebenden breiten Kragen ausstattete, was denn diese schon an sich wenig reizvolle Anordnung noch mehr beeinträchtigen musste (Fig. 142 c. d). Wählte man nun zu diesen Röcken, wie in den vornehmen Kreisen zunehmend gebräuchlicher wurde, die besonders kostbaren derberen Gewebe von Seide oder Sammet, und zu deren Ausstattung dichtgewirkte oder gestickte Besätze von Gold, Silber u. dergl., so vermochten sie den Körper auch nur in breiten und

schweren Faltenmassen zu umgeben, ohne ihn noch selber irgend zur Geltung kommen zu lassen. Noch ferner wirkte die Anwendung derartiger Stoffe auf die Schleppe zurück. Bei feineren und minder schweren Geweben konnte man sie, ohne dadurch zu sehr belästigt zu werden, von beliebiger Länge tragen; bei solchen festen Stoffen indessen wurde es geradezu unerlässlich, sie beträchtlich zu ermässigen, sollte sie nicht das Gehen im höchsten Grade erschweren. Somit aber verringerte man sie zu Gunsten dieser wenigstens an den daraus gefertigten Gewändern, die man für den alltäglichen Verkehr bestimmte, mehr und mehr, sie in

Fig. 142.



ihrer weiteren Ausdehnung wesentlich auf die besonderen Prachtgewänder beschränkend, deren Gebrauch man sich für ausnehmende festliche Vorkommnisse vorbehält. Bei diesen Gelegenheiten liess man sie zumeist, wie dies auch sonst überall üblich war, von Pagen oder Dienerinnen nachtragen.

Bei Anwendung endlich noch schwererer Stoffe, wie insbesondere der mit goldenen oder silbernen Blumen, Figuren und sonstigen Verzierungen dichtdurchwirkten Sammt- und Seidengewebe, der sogenannten „*Broccate*“, wie solche im Verlauf dieser Zeit vornämlich in Oberitalien aufkamen, konnte von einer freien Fältelung überhaupt nicht mehr die Rede sein. So aber bedingten nun auch sie für die daraus zu fertigenden Obergewänder, allein schon damit sie den Körper in seinen Bewegungen nicht zu sehr hemmten, im Zuschnitt manche Besonderheiten, was insgesamt ihnen denn geradezu das Gepräge einer durchaus neuen Form aufdrückte (Fig. 143 e; Fig. 144 a. b; vergl. Fig. 143 a—d). Mit zu diesen Besonderheiten zählte vor allem, dass man sich, eben mit auf Grund derartiger Versteifung, genöthigt sah, die Schleppe gänzlich aufzugeben und das Gewand, falls man es dem Oberkörper enger anpasste, vorn der

ganzen Länge nach, und, falls man es durchweg weiter beliebte, an beiden Seiten, rechts und links, bis zum Ansatz der Schulter hin, thunlichst breit offen zu belassen (*Fig. 143 e; Fig. 144 a. b.*). Im ersteren Falle pflegte man es zu etwaigem Verschluss oberwärts bis zur Taille herab mit zumeist kostbaren Schnürbändern, von da an aber dicht mit Knöpfchen zu versehen (*Fig. 143 e*), im anderen Falle theils, zu gleichem Zweck, in weiteren Abständen von einander mit kleinen mehr oder minder reich verzierten Buckeln auszustatten, theils, und zwar am häufigsten, nur längs den Rändern mit einer Borte, zuweilen in reicher Gold-

Fig. 143.



oder gar Perlenstickerei, zu besetzen. Zu dem Allen aber beliebte man überhaupt einerseits das Leibchen vorn, vor der Brust, möglichst tief und weit zu öffnen, damit der gemeinlich sehr kostbare Brustlatz oder die Untertaille darunter zu gehöriger Geltung gelangen konnte, anderseits den eigentlichen Rock, um das Bretterne desselben mindestens in etwas zu mindern, und zwar bei durchgängigerer Weite vollständig, zu mehreren unterschiedlich breiten Langfalten zu gestalten. Der Gürtung hierbei entsagte man ganz, oder aber bediente sich des Gürtels doch nur

als Schmuck, dabei man ihn, wie zum Theil die Männer den ihrigen, von der rechten Hüfte zur linken tief herab lose hängend trug.

Den Gürtel mochte man, bei dem Reichthum dieser Stoffe an sich hauptsächlich an Gold- und Silberstickerei, wohl noch entbehrlicher finden; das damit verbundene Aufgeben jeglicher Schleppe aber wohl als einen schmerzlichen Verlust betrachten. Vermuthlich um nun diesen doch einigermaßen zu ersetzen, schritt man vereinzelt dazu, entweder über die Gewänder besondere langschleppende Ueberwürfe von ebenfalls kostbaren doch dünneren Geweben zu tragen, die dann gemeinlich zu beiden Seiten völlig offen waren (*Fig. 144 c*), oder an den Rücken auch nur

Fig. 144.



rücklings, am Rande des Halsausschnitts, so weit sich dieser hier erstreckte, eine in Falten geordnete breit und lang herabfallende Fülle von Stoff anzubringen (*Fig. 144 b*). Demnächst aber kamen der Vorliebe für die Schleppe auch noch insbesondere die burgundisch-französischen Moden zu Gute. Sie zeigten, dass die Verwendung ganz demähnlicher nur minder derber und weniger dicht durchsteifter Gewebe, wie solche inzwischen die Niederländer von vorzüglicher Güte anzufertigen gelernt, eine immerhin noch ziemlich beträchtliche Schleppe, ja selbst mit breitem Pelzbesatz gestatteten, ohne beim Gehen gerade allzusehr zu hindern. Neben den bisherigen Formen eignete man sich auch diese Gewänder an,

dazu dann aber zugleich auch nicht allein die damit verknüpften Eigenheiten in Gestaltung des Halsausschnitts und des Leibchens, sondern auch alle noch sonstigen Absonderlichkeiten, welche der burgundische Geschmack in der Tracht überhaupt hervorgerufen hatte (vergl. *Fig. 145 a*).

Fig. 145.



Mit den Ärmeln der nun so verschiedenartigen Obergewänder verblieb es im Grunde genommen beim Alten. Wirklich Neues kam wenig hinzu. Es beschränkte sich dies wesentlich auf Aneignung von ähnlichen Ärmeln, wie bei der männlichen Kleidung üblich geworden waren, die den Oberarm weit aufgebauscht, den Unterarm aber nur mässig weit oder völlig eng umgaben, und auf eine noch fernere Vermannigfachung der Schlitzte und Puffen. Die weiteren Ärmel, gleichviel ob sie den Arm vollständig oder nur zum Theil bedeckten, pflegte man nunmehr gelegentlich vorn oder seitwärts von der Schulter etwa bis zum Ellenbogen mehr oder minder weit aufzuschlitzen und die Schlitzte durch Knöpfchen oder durch lose darüber gezogene Bänder oder Schnüre zu verbinden (*Fig. 142 a. b*), auch wohl, ohne Aufschlitzung, der Länge nach durch zierlichen Bortenbesatz zu schmücken (*Fig. 142 d*); die enganschliessenden Ärmel aber wurden hinterwärts jetzt mehrfach theils in ihrer ganzen Ausdehnung oder (bald ober-, bald unterwärts) zur Hälfte geöffnet, und

ebenfalls derartig, doch zumeist in mehreren Abständen übereinander geschlossen, theils geradezu in zwei Stücke, in ein Oberarm- und ein Unterarmstück zerschnitten und, mit Unterlegung breiter Puffen, das Oberarmstück an dem Achseltheil des Gewandes mit Nesteln und mit dem Unterarmstück, über die Armbeuge hinweg, auch wiederum wie bei jener Anordnung, mittelst Schnüren zusammengehalten (*Fig. 144 a. b.*). Auch brachte man hierbei zuweilen noch ausserdem längs der Aussen- seite, namentlich des Oberarmstücks, einzelne kleinere Puffen übereinander an (*Fig. 144 a.*), wie man sich denn überhaupt diese Art der Ausstattung, als auch die zum Theil dadurch geforderte Verwendung von Schnur- und Schleifenwerk in Rücksicht möglichen Wechsels selbst in noch Weiterem angelegen sein liess (vergl. unt.) — Von mehrerer Bedeutung für die äussere Erscheinung im Ganzen wurde dagegen die nunmehrige Neigung, für die unterschiedlichen Formen der Gewänder je eine bestimmte Ermelform einzuhalten. Bisher hatte man sich darin noch ziemlich will- kürlich bewegt, fortan jedoch mit der Vermannigfachung des Gewand- schnitts legte man auch darauf immer grösseren Werth. Mit einer der allgemeineren Folgen davon war, dass man die so äusserst beschwerlichen überaus langen und weiten Hängeermel, als auch die schmalen vorn gänzlich offenen Schleppermel zunehmend seltner in Anwendung brachte (vergl. *Fig. 137; Fig. 138.*) Die Anordnung aber, die man fortan wenn auch nicht ohne vereinzelte rückfällige Ausnahmen vorzugsweise beob- achtete, bestand etwa in folgendem. Hängeärmel, doch zumeist von be- trächtlich geringerer Länge und Weite, als vordem, und ganze oder halbe nur sehr mässig weite Ermel mit oder ohne Schlitze und Puffen eignete man hauptsächlich den oberhalb durchaus enganschliessenden Röcken an (*Fig. 140 a; Fig. 141.*), ganze oder halbe entweder ebenfalls nur sehr mässig weite, oder wenn weitere, von gleichmässiger Ausdehnung, so wie auch die oberhalb aufgebauchten und unterhalb enganschliessenden, behielt man vornämlich den durchgängig faltigeren und den oberwärts zwar engeren, aber keineswegs enggespannten Gewändern vor (*Fig. 139 a. b; Fig. 140 b; Fig. 142 a—d; Fig. 143 a—d.*), während man die langen völlig engen Ermel, unzerschnitten oder geschlitzt u. s. w., fast lediglich auf die steiferen und vollständig gesteiften Röcke beschränkte (*Fig. 143 c; Fig. 144 a—c.*) Dabei nun pflegte man diese Ermel nicht selten noch insbesondere zu steifen Handmanschetten zu verlängern und, wie nun zu- weilen auch die weiten und längeren, in Nachahmung burgundisch-fran- zösischen Gebrauchs, längs der Aussenseite mit irgend einem selbst- gewählten Sinnspruch in zierlicher Gold-, Perlenstickerei u. s. w. zu schmücken (*Fig. 143 c; Fig. 145 a.*) Die sonst ebenfalls mehr willkürlich angewandten Ueberermel, die man gemeinlich von der Schulter frei herabhängend trug (*Fig. 140 b.*), behielt man zwar auch noch fernerhin

bei, beschränkte indessen auch ihre Verwendung, indem man damit fast nur noch jene beiden zuerstgenannten Hauptformen der Gewänder ausstattete.

Gegen Ende des Jahrhunderts schliesslich kamen unter den höchsten Ständen auch noch einige andere Formen von Obergewändern auf, die jedoch ihrer besonderen Kostbarkeit wegen ziemlich vereinzelt blieben. Sie verdankten ihre Entstehung wesentlich, nächst der Dichtigkeit der Stoffe, die man dafür wählte, der gesteigerten Vorliebe für die Aufschlitzungen und für das sie verbindende Schnur- und Bandschleifenwerk. In ihrer reichsten Durchbildung waren es oberhalb enganschliessende, doch von der Taille ab weitausladende Schleppröcke, von da an der ganzen Länge nach zu vielen gleichbreiten Streifen zerschnitten und diese je in kurzen Zwischenräumen durch Bandschleifen verknüpft, dergestalt, dass das Kleid ringsum damit wie übersät erschien; dazu fast durchgängig überaus weitausgebauchte Ärmel, die sich bis über die Armbeuge hin erstreckten, von gleichem Stoff und gleicher Behandlung, mit nicht minder bauschigen doch einfachen Ärmeln darunter, welche bis zum Handgelenk reichten und dies mit breiter, wulstiger Krause umgaben; bei vorwiegend hoher Gürtung das zumeist sehr reich verzierte Leibchen nur kurz, und somit der Hals gewöhnlich von einem darunter gelegten feineren Latz bis etwas über die Brust hin verdeckt. —

Nummehr gewann allmählig auch der untere Rock noch zunehmend an Bedeutung. Hatte man ihn schon vordem da, wo er, wie bei den kürzeren und den aufgeschürzten Obergewändern zur Erscheinung kam, demgemäss reicher behandelt, so fuhr man nicht allein darin in steigendem Grade fort (*Fig. 140 a*), sondern bildete ihn für die Fälle, in denen man sich seiner unter den steiferen breit geöffneten Kleidern bediente, zuweilen selbst zu einer Art von zweitem Prunkkleide aus. Es betraf dies ausser dem Stoff und den Besätzen nun auch wohl die Länge, sofern man bei mehrerer Kürze des oberen Gewandes jetzt mitunter sie, wenn auch im Ganzen nur mässig, schleppenartig erweiterte; nicht minder auch wurden die Ärmel davon berührt. Und wenn man sie gleichwohl im Allgemeinen, wie seither fast durchgängig, bis zur Hand hin enganschliessend beliess, wich man doch auch davon ab, indem man sie bei Anwendung von kurzen Obergewand-Ärmeln oder bei Ermangelung derselben, nun auch häufiger theils lang und weit (*Fig. 141*), theils in den auch sonst üblichen Formen, gebauscht, geschlitzt und gepufft u. s. f. zu tragen beliebte. —

Von den mantelartigen Umhängen behauptete der lange und weite Rückenmantel sein altes Recht. Indessen je häufiger man sich nunmehr veranlasst sah, die Obergewänder unterhalb zu kürzen, um so mehr noch neigte man dazu, ihn zu stattlicherer Schleppe zu verlängern (*Fig. 143 a*).

Auch an noch fernerer Bereicherung desselben in Stoff und Ausstattung, wie namentlich in Pelz- und Bortenbesatz, als auch in künstlerischer Durchbildung der Brustspangen, damit man ihn noch immer gelegentlich zu schliessen pflegte, liess man es nicht fehlen. Wo man ihn von dünnerem Stoffe gefertigt trug, bediente man sich seiner jetzt zuweilen, ähnlich wie die Männer des ihrigen, nach Art eines Umwurfs, indem man ihn vom Rücken aus unter einem der Arme hinweg nach vorn zog und hier entweder über die entgegengesetzte Schulter legte oder über den anderen, schon davon bedeckten Arm ordnete; bestimmte man für ihn einen dichteren Stoff, etwa reichdurchwirkte Seide, der eine derartige freiere Behandlung nicht gestattete, so versah man ihn nicht selten an jeder Seite mit einem weiten gewöhnlich reichbordirten Armloch. Noch sonst aber brachte man daneben, ausser den bereits bestehenden anderweitigen Formen, doch im Grunde genommen auch nur als eine wenig veränderte Wiederholung, weite und langschleppende Uebergewänder in Anwendung, die von unten bis zur Mitte der Brust hin offen, dann geschlossen und mit weitgeschlitzten Armlöchern ausgestattet waren. Sie indessen verblieben, vorwiegend als eigentliche Schutzhüllen, hauptsächlich den mittleren und niederen Ständen.

Die Kopfbedeckungen gestalteten sich noch zunehmend bunter. So wenigstens bis weit über die Mitte des Jahrhunderts, bis zu welcher Zeit zu den schon genugsam absonderlichen Formen, die bereits vor dessen Beginn aufgetaucht waren (S. 312), nun auch noch die sonstigen wunderlichen französischen Kopftrachten, die „*jennins*“ mit ihren Schleierbehängen und die mancherlei breit- und hochausladenden Anordnungen von Kopftüchern u. s. w. hinzukamen (*Fig. 137; Fig. 138; Fig. 145 a*; vergl. *Fig. 49*; S. 82; S. 99). Erst gegen den Schluss des Jahrhunderts wandte man sich in diesem Punkte wiederum mehrerer Einfachheit zu, doch bewahrte man auch noch bis dahin, ja zum Theil auch darüber hinaus, davon manches Einzelne, wie insbesondere die breiten Rundwülste (*Fig. 138*) und die höheren weitfaltigen Behänge, wie denn nicht minder auch immerhin Einiges davon an den noch übrigen Kopftrachten haften blieb oder auf sie übertragen wurde. Am einfachsten noch erhielten sich die Kappen und Mützen, bei deren Fortgestaltung man sogar zu wahrhaft zierlichen und geschmackvollen Formen gelangte; schon weniger war dies bei den Hauben und Haarsäcken und noch weniger bei den eigentlichen Kopftüchern der Fall, bei deren Gestaltung und Anwendung man nicht selten selbst den Zweck, den sie im Grunde zu erfüllen hatten, gänzlich ausser Augen setzte. — Neben den seitherigen breitausladenden Rundwülsten, die man fortdauernd mit Perlen, Borten, Blumen u. dergl. spiralförmig überzog (*Fig. 138*), kamen allmählig, als eine Abartung davon, ganz demähnliche Aufsätze auf, die jedoch gänzlich aus

scheinbar willkürlich nur lose mit einander verbundenen (natürlichen oder künstlichen?) Blättern, Blüthen und Früchten bestanden; ingleichen minder breit ausladende Wülste von Zeug, in Absätzen neben einander locker bauschig gebunden, zuweilen mit kronenartiger Zier darüber und hinterwärts herabhängenden breiten Bändern geschmückt. Auch stattete man sowohl diese als jene noch besonders durch daran befestigte Schleiertücher aus, dabei zugleich in deren Anordnung, zum Theil noch immer im Anklang an die Gestaltungsweise der hochaufgesteiften faltigen Behänge, mehrfach wechselnd. Die Mützen und Kappen wurden nach verschiedenen Richtungen hin vermehrt: die ersteren einerseits durch unterschiedlich hohe rund- oder flachbodige Formen mit vorn aufgeschlagener, hinterwärts gerad abstehender kurzer Rundkrempe, andrerseits durch einfache, doch zumeist sehr reich verzierte gesteihte Ränder mit flachem Boden, als auch noch ferner durch ähnliche aber vorn spitz oder rundlich diademartig gestaltete Umrandungen; diese theils mit, theils ohne Kopfstück und zuweilen, ganz nach ältester Art, mit einem Wangenbände versehen. Zu den Kappen traten, als vorzugsweise beliebt, den Hinterkopf vollständig bedeckende Käppchen hinzu, die, am vorderen Rande etwas nach auswärts gebogen sich über die Stirn weg erhebend, das Gesicht in zierlich geschwungener Rundbogenlinie umschlossen (*Fig. 141*). Sie nun änderte man auch wohl dahin ab, dass man den Bogen über der Stirn inmitten tief herabsenkte, wodurch denn hier zwei einander gleiche Biegungen entstanden. Vornämlich bei solcher Einbiegung, die man dann gelegentlich auch auf die bereits üblichen breiterkrepigen Bedeckungen übertrug, beliebte man sie auch noch eigens, hauptsächlich von der Mitte aus, mit feinstoffigen schleierartigen Tüchern in mehr oder minder breiter faltiger Ausladung und daran angebrachtem anderweitigen Schmuck zu behängen. Die eigentlichen Hauben erfuhren im Ganzen, unter Fortsetzung der dafür bestehenden Formen, nur wenige durchgreifende Neuerungen. Sie beschränkten sich wesentlich auf eine allmähliche Aneignung von zum Theil kleinen Hinterhaupteübchen mit bald kürzerem, bald längerem gefälteltem oder gekräuseltem Vorstoss von feinem Stoff, und auf derartig behandelte, doch zumeist bis weit über die Schultern herabhängende Unterhauben mit enganschliessendem Käppchen nebst faltigerer Oberhaube darüber (*Fig. 143 a*). Ihr noch sonstiger Wechsel bestand in Vermannigfachung der Ausstattung durch Stickerei und Bortenbesatz, als auch durch Bänder u. dergl. Dies letztere hauptsächlich bestimmte auch fast lediglich die Fortgestaltung der Haarsäcke. Sie wurden demnach, mit Ausnahme der allerdings stets zierlicher erscheinenden Haarnetze aus Gold- oder Silbergeflecht mit dazwischen gestreuten Perlen, Edelsteinen u. s. w., die man ziemlich unverändert beibehielt, im Einzelnen wohl selbst noch plumper und minder kleidsam ausgebildet

(Fig. 142 a—d). Nicht selten dass man sie mit Schnüren von Perlen, kleinen verzierten Goldplättchen, farbigen Steinchen und noch sonstigem derartigem Beiwerk geradezu überlud, so dass sie als breite schwerfällige Masse den Nacken belasteten. Neben den Kopftüchern schliesslich, die in ihrer herkömmlichen einfacheren Form und Anwendung vornämlich bei älteren und verheiratheten Frauen fortdauernd in Geltung blieben (Fig. 140 b; Fig. 143 b—d), kamen nunmehr vereinzelt, an Stelle derselben, sogar nach unten hin rundwulstig zusammengezogene Behänge auf, die, über den Kopf gelegt, mit beiden Enden nicht selten nahezu bis auf den Boden reichten und überdies gewöhnlich sehr bunt, der Breite oder der Länge nach farbig gestreift oder durchgängig gemustert, beliebt wurden (Fig. 139 b); nächstdem auch noch andere, demähnliche Tücher, die man indess, um den Kopf gewunden, in breiter faltiger Masse hinterwärts, oft nicht minder lang herabhängen liess.

Mit den Kopfbedeckungen zugleich wurde auch die Haartracht mannigfaltiger. Man begann allmählig mehr Rücksicht darauf zu nehmen sie in Verbindung damit, zu deren verschiedenen Formen, je nach eigenem Geschmacke so anzuordnen, als man eben vermeinte dass es dem Gesicht am besten stehe. Demnach pflegte man das Haar bei Anwendung der hohen, absonderlichen „*atours*“, der breitausladenden Rundwülste und der verschiedenartigen, turbanähnlichen Kopfbunde entweder mit diesen ganz zu verdecken oder doch nur um die Wangen und rings um den Hinterkopf theils in mehreren Flechten spiralförmig zusammengewunden, theils in einzelnen breiten Bauschen abgetheilt, zu tragen (Fig. 137 a—e; Fig. 138; Fig. 145 a); demähnlich bei Benutzung der Hauben, dabei man aber auch häufiger beliebte das Haar längs den Wangen frei, bald schlicht, bald wellig, oder jederseits zu einer oder mehreren Ringellocken gedreht, bald länger, bald kürzer herabhängen zu lassen (Fig. 143 a—d), eine Anordnung, die man gelegentlich auch beim Gebrauch der Kopftücher beobachtete (Fig. 139 b; Fig. 143 c). Bei Anwendung der zierlich geschwungenen Käppchen und der Haarsäcke gab man vor allem dem schlichten welligen Scheitel, und bei den auch schon seither gebräuchlichen knappen barettähnlichen Käppchen den Locken und den seitlichen Rundflechten den Vorzug (Fig. 141; Fig. 142 a—d). — Beliebt man das Haar frei, unbedeckt, so legte man auf dessen Gestaltung nur noch um so mehr Werth. In diesem Falle wurde es bald in schlichten Strehnenmassen, bald zu Zöpfen verflochten oder zu unterschiedlich langen Locken gekräuselt, unter zunehmender Abwechslung, theils zu den Seiten, theils rings um den Hinterkopf entweder gänzlich oder nur abtheilungsweise, gemeinlich im Verein mit den dafür bereits gebräuchlichen Kleinzierrathen, bald loser bald dichter aufgebunden (Fig. 140 a; Fig. 144 a—c). Im Anschluss daran versah man es zu-

weilen mit mehreren Bandschleifen, gelegentlich dergestalt, dass diese den Oberkopf nicht unähnlich einer dreifach getüllten Haube nebst Seitenbändern umzogen. Die Jugend hauptsächlich fuhr fort das Haar gänzlich aufgelöst, frei herabwallend zu tragen (*Fig. 139 a*); doch wurde es unter ihr zunehmend üblich dasselbe auch bei dieser Anordnung, mindestens oberhalb am Hinterhaupte, vermittelt einer Flechte oder eines geschmückten Bandes zusammenzufassen (*Fig. 143 e*). So auch blieb man noch fernerhin dabei, es hinterwärts zu einer einzigen langen Strehne oder Flechte, im ersteren Falle durch kreuzweise Umwindung mit farbigen Bändern oder Schnüren, zu vereinigen.

Die Fussbekleidung, die bei den langen Gewändern überhaupt nur wenig zum Vorschein kam, wurde vermuthlich kaum noch in Weiterem ausgebildet, als dass man sie bis gegen den Schluss des Jahrhunderts hin im Einzelnen, gleich dem männlichen Schuhwerk, mehr oder minder langspitzig verlängerte. Im Ganzen jedoch fand dies bei den Weibern selbst noch geringere Verbreitung, als unter den Männern, wie sich jene denn auch stets in Anwendung des „Zaddelwerks“ und der klingenden Behänge von Schellen oder Glöckchen, und so auch namentlich der „getheilten“ Kleidung, bei weitem mässiger verhielten, denn diese. In dem Gebrauch von kostbar verzierten Handschuhen dagegen, die sich im Uebrigen der Form nach von den Handschuhen der Männer nicht unterschieden, blieben sie hinter diesen nicht zurück, ja suchten sie wohl noch zu überbieten. Den Aufwand mit Schmuck aber insbesondere trieben sie allmählig aufs Höchste. Die vorzugsweise in Oberitalien und hauptsächlich auch in Venedig zunehmend künstlerische Fortbildung des Goldschmiedegewerks kam ihnen hierbei trefflich zu Gute. Was dies nur irgend Schönes und Geschmackvolles in glattem, facettirtem oder figurenreichem Spangenwerk, in derartiger Fassung von Edelsteinen, Perlen u. dergl., und in sogenannter Filigranarbeit an Gürteln, Agraffen, Halsketten, Ringen, kleinen Knöpfchen u. s. f. zu leisten vermochte, wurde nunmehr von der vornehmen Welt und den sonstigen begüterten Ständen zum Theil um ausserordentliche Summen erworben. Und dazu auch noch die reichen gold- oder silberdurchwirkten Gewänder, so dass dies Alles zusammen wohl den Eindruck einer schweren, doch wahrhaft strotzenden Pracht gewähren musste. Nicht minder fuhren sie in Steigerung des Gebrauchs der mancherlei Verschönerungsmittel, der verschiedenfarbigen Schminken, der falschen und gefärbten Haare u. s. w. unbeirrt fort, wie es denn höchst wahrscheinlich ist, dass sie sich daneben auch schon seit länger (vielleicht selbst bereits im vierzehnten Jahrhundert) einer Art von Haarpuder bedienten.¹

¹ Vergl. D. Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters IV. S. 139, mit Hinweis auf Boccaccio, giorn. II. nov. X.

Von einem eigentlichen, feststehenden Herrscherornat kann nicht wohl die Rede sein. Den Papst zeichnete auch in seiner Eigenschaft als weltlichen Machthaber die ihm eigene liturgische Tracht aus, dazu im Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts seine Tiara, als Zeichen der Suprematie, noch einen dritten Kronenreifen erhielt¹ (S. 22 ff.; S. 25). — In den übrigen Ländern hatten sich bereits gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine Anzahl von Fürsten der Oberherrschaft bemächtigt, die zwar je einen glänzenden Hofstaat unterhielten, aber doch vorläufig noch jedes etwa besondere, bestimmte Abzeichen ihrer Würde entbehrten. Seit dem allmähigen Erlöschen des deutschen Einflusses um den Beginn des vierzehnten Jahrhunderts nahm unter mannigfach heftigen Kämpfen eine derartige Erhebung noch in Weiterem zu. So namentlich in Oberitalien, wo nun, neben den schon bestehenden älteren Familien, in Mailand die Visconti, in Florenz die Medici, in Padua die Carrari u. s. w. zur obersten Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und mithin zu vollständiger Obergewalt gelangten. Nur Lucca, Genua und Venedig blieben Freistaaten, je unter der Oberleitung eines erwählten Herzogs oder „Dogen“. Diese Würde allerdings ermangelte einer äusseren Auszeichnung nicht, obschon auch sie, an sich nur auf Ueberlieferung beruhend, mindestens im Einzelnen wechselte. Am wenigsten noch war dies, wie es scheint, in Venedig der Fall. Gerade hier, wo die Macht des Dogen gleich seit Anfang des Jahrhunderts durch den grossen Rath der Zehn und die Staatsinquisition zu einem blossen Scheinbilde herabgedrückt wurde, hielt man an den einmal damit verbundenen rein äusserlichen Zeichen wohl um so fester. Im Grunde genommen bestanden sie in der altherkömmlichen herzoglichen Tracht überhaupt, zugleich mit besonderem Beibehalt der Kopfbedeckung, nur in Stoff und Ausstattung allmähig bereichert. Es zählten dazu um den Anfang des Jahrhunderts und fernerhin ohne wesentliche Veränderung ein weites, bis zu den Füßen reichendes Untergewand von karmoisinrother Farbe, vorn der ganzen Länge nach geöffnet und in frei belassenen Zwischenräumen, abtheilungsweise, je zum Verschliessen mit Knöpfchen versehen; ein ebenso langer, weiter Rückenmantel („toghe“), vorn weit geöffnet, ohne Ärmel, von rothem Sammet oder Goldbrokat mit einem ringsum geschlossenen Schulterkragen von Hermelin, bis über die Hüften herabreichend; dazu eine runde, nach vorn hornförmig umgebogene Mütze („corno“) von karminfarbenem Sammet mit Goldreifen, dieser reich mit Steinen besetzt, oder ekarlatfarben, mit Hermelin umrandet, und mit

¹ Die päpstliche Tiara in ihrer gegenwärtigen Form (aus purpurnen, blauen und grünen Streifen nebst dreifachem Reif darum bestehend) soll erst seit Paul II. († 1471) stehend gebräuchlich geworden sein.

Silber reich verziert. In späterer Zeit umgab man sie, an Stelle des einfachen Goldreifens, mit einer Krone von zwölf oberhalb mit Perlen geschmückten Zinken und stattete ihre nach vorn geneigte Spitze ebenfalls mit einer kostbaren Perle aus; schliesslich reich gestickte Handschuhe, eine dem Ganzen entsprechend geschmückte Fussbekleidung von rother oder violetter Grundfarbe und, doch nur zum gelegentlichen Gebrauch unter der Mütze, eine enganliegende Kappe von weissem Stoff mit ringsumlaufenden Wangenlaschen. — Erschien der Doge in kriegerischem Schmuck, so trug er zuweilen auch selbst da jene gebogene Mütze entweder in Wirklichkeit oder doch (in getreuer Nachbildung) als Helmzier; ausserdem aber auf seinem knappenliegenden Waffenrock eingestickt das Wappen des Staats, dem er vorstand, mithin in Venedig den geflügelten Löwen. —

Die übrigen Fürsten sahen sich lediglich darauf verwiesen, sich in der von ihnen eingenommenen Machtstellung durch eigene Kraft zu behaupten. Ohne ein angestammtes Recht auf eine derartige allein gebietende Stellung, blieben sie den steten Angriffen theils der Bürgerschaft, theils der Eifersucht der anderen vornehmsten Geschlechter ausgesetzt. Fortdauernde innere Unruhen waren die Folge. Wesentlich um dem zu begegnen, fühlten sich allmählig mehrere der machthabenden Fürsten veranlasst sich von den deutschen Kaisern bestätigen und mit dem Besitz belehnen zu lassen. Es waren dies unter anderem Gonzaga in Mantua und Montferrat um 1354, Galeazzo Visconti in Mailand um 1395, Amadeus VIII. von Savoyen um 1416, Este in Modena um 1452 u. A. m. Von da an erst, in Verbindung damit, erhielten nun auch sie besondere Abzeichen ihrer Würde, die indessen auch wiederum wesentlich nur, und ebenfalls nicht ohne einigen zeitweisen Wechsel im Einzelnen, der älteren herzoglichen Ausstattung entsprachen.

Wie eine solche Belehnung vor sich ging und worin diese Abzeichen bestanden, bezeugt einerseits die Schilderung G. Azzanelli's von der Einsetzung des Galeazzo Visconti, der diese vom Könige Wenzeslaus um hunderttausend Goldgulden erkaufte, anderseits eine zweifache bildliche Darstellung eben dieser Belehnung in einem kostbaren, mit Miniaturen geschmückten Messbuche im Archiv von St. Ambroise zu Mailand:¹ „Der neue Herzog“ — so erzählt jener in Uebereinstimmung mit den Bildern — „verlässt sein Schloss, begleitet von mehreren Herren seiner Familie, einer Menge von höchstgestellten Personen verschiedener Völker und den Gesandten der vornehmsten Städte Italiens. Sie werden geführt von einer grossen Anzahl von Musikern, welche die anmuthig-

¹ Abgebildet u. s. w. bei C. Bonnard. Costumes historiques des XIII, XIV u. XV siècle. II. No. 99 u. No. 100.

sten Stücke spielen. In dieser Ordnung begibt sich der Zug nach Sanct Ambroise, wo auf dem Platze ein grosses viereckiges Gerüst errichtet ist, umgeben von einer kreisrunden Schranke, unterhalb nur bis über die Treppe hinweg mit reichem, ekarlatfarbenem Stoffe bedeckt. Das Obere mit Goldbrokat ausgestattet. Unter diesem Thronhimmel erwartete der kaiserliche Bevollmächtigte den neuen Herzog, um ihn mit der Einsetzung in seine Staaten zu belehnen. Zur Linken waren fünfhundert Ritter unter dem Befehl des Paul Savelli und des Hugo Biancordero aufgestellt. Als Galeazzo erschien, empfing ihn der Bevollmächtigte mit höchster Achtung und setzte ihn zu seiner Linken auf den erhabensten Ort. Die Prälaten, die Herrn und die Gesandten nahmen gleichfalls unter demselben Gerüste Platz; zur Rechten ein böhmischer Ritter mit dem kaiserlichen Banner, zur Linken Otto de Mandello mit dem Wappenbanner der Visconti.

„Nachdem Jedermann seine Stelle eingenommen und die Ruhe hergestellt war, erhob sich Galeazzo und kniete zu den Füßen des kaiserlichen Bevollmächtigten, in dessen Hände den Eid leistend. Alsdann bekleidete dieser ihn mit dem herzoglichen Mantel und, ihm die Hand zur Erhebung von der Erde darreichend, ihn auffordernd, sich auf den Thron niederzulassen, bedeckte ihn mit der herzoglichen Krone, reich mit Steinen besetzt im Werth von zweihunderttausend Gulden.

„Die kirchlichen Gesänge, von den Prälaten und Bischöfen gesungen, eine Lobrede, vorgetragen von dem Bischofe von Novara, und jegliche Huldigung, um der Eigenliebe des neuen Herzogs zu schmeicheln, endigten die glänzende Feier. Galeazzo Visconti und der kaiserliche Bevollmächtigte bestiegen nun ihre Pferde und durchzogen in solchem Prunke, von dem Gefolge begleitet, die Stadt, um sich nach dem alten Palast zu begeben. Der Thronhimmel, darunter er ritt, wurde von acht Rittern und ebensoviel Knappen getragen.“ — Zufolge der bildlichen Darstellungen bestand der Mantel des Herzogs, kaum verschieden von dem der „Dogen“, in einem bis zu den Füßen reichenden scharlachfarbenen Gewande, das vorn der ganzen Länge nach geöffnet und zum Schliessen dicht mit Knöpfen besetzt war, nebst einem breiten Schulterkragen von Hermelin, längs der rechten Schulter von mehreren untereinander gereihten, reichverzierten, knopfartigen Spangen zusammengefasst; die herzogliche Krone aber aus einer rothen Mütze, von einem goldenen Stirnreifen und zwei darüber fortlaufenden, sich kreuzweis durchschneidenden Bügeln umzogen, die Bügel reich mit Edelsteinen geziert. Den Schmuck des kaiserlichen Gesandten bildete ein demähnlicher Mantel bis über den Hals hin zugeknöpft, jedoch, obschon gleichfalls scharlachfarben, durchgängig mit Goldstickerei bedeckt und, ohne einen Schulterkragen, nur mit Hermelin unterfüttert. Seine Schuhe waren von Gold-

stoff. Im Uebrigen erschien er baarhäutig. Die Ausstattung der anderen Vornehmen war die auch sonst gebräuchliche, nur eben hier eine besonders reiche, dabei man denn namentlich als Besatz oder Fütterung der Obergewänder mit Hermelin, hinsichtlich deren Färbung mit Karmoisinoth, Scharlach und in Betreff der Untergewänder mit kostbarem Lichtblau oder Grün prunkte. —

Das Beamtenthum war, und wie es scheint, im jüngeren Verlauf schon des vierzehnten Jahrhunderts ziemlich zahlreich und mehrfach bestimmt gegliedert. Bei der Zersplitterung des Landes indessen in so viele Einzelherrschaften, von denen doch jede ihre eigene Verwaltungsbehörde hatte, dürfte sich wohl kaum mit einiger Sicherheit ermitteln lassen, ob und inwieweit in jeder derselben die ihr angehörenden Beamten je nach Zeit, Rang und Stand auch äusserlich gekennzeichnet waren. Soviel aber ergibt sich immerhin als gewiss, dass, welchen Wechsel auch die Kleidung bis gegen Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts hin erfuhr, doch für die Beamten im Allgemeinen, als amtliche Tracht, die anfänglich überhaupt gebräuchlichen langen und weiten Unter- und Obergewänder stets vorzugsweise in Geltung blieben. In Anbetracht sonstiger Ausstattung, wie insbesondere auch in der Färbung u. s. w., darüber sich eben im Einzelnen nichts feststellen lässt, mag es somit an einigen Beispielen genügen, wie solche gelegentlich gleichzeitige Verbildlichungen darbieten. Demnach erschien ein Senator von Rom gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts über dem engermeligen Untergewande bekleidet mit einer langen und weiten, bis zu den Füßen reichenden „*zimarra*“, ungegürtet, mit weiten Ärmeln, von karmoisinrothem Sammet mit goldenen Knöpfchen besetzt; darüber ein vorn breit geöffneter langer Rückenmantel mit vorn durchaus offenen, ebenso langen Hängeärmeln von kostbarem geschornen Brokat, nebst einer Schleppe von Hermelin; die Ärmel gleichfalls mit Hermelin ausgeschlagen; dazu ein breiter geschlossener Schulterkragen von Hermelin, eine kapuzenartige Rundkappe mit gleichem Pelzwerk umrandet, Handschuhe von weissem Stoff mit Gold- und Perlstickerei verziert, die Finger mit drei Ringen geschmückt: einem Rubin, einem Diamant und einem Smaragd; um den Hals eine goldene Kette und in der Hand einen scepterartigen, mit einer goldenen Kugel bekrönten Stab. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dagegen bestand die Tracht einzelner Senatoren aus einem zwar ebenfalls langen und weiten Gewande, jedoch mit nur mässig weiten Ärmeln und von schwarzer Farbe; aus einem ebenso langen Ueberkleide, dies indessen zur Rechten bis zum Ansatz der Schulter geöffnet, scharlachfarben mit Hermelin ausgeschlagen; aus rother Unterkappe nebst rother Mütze und einer langen schmalen Binde, die um die Schultern geschlungen ward. Die Senatoren von Venedig trugen um

eben diese Zeit rothe Obergewänder von Sammet, die Kappen, Schuhe und die Schulterbinde schwarz. — Bei hohen Magistratspersonen im vierzehnten Jahrhundert wechselte die Farbe der Obergewänder hauptsächlich zwischen Blau und Roth, die der Untergewänder zwischen Gelb und Grün. Im Verlauf des fünfzehnten Jahrhunderts, vornämlich seit der Mitte desselben, erschien der Magistrat von Florenz gemeinlich in orangefarbenem Untergewande, einem karmoisinrothen Mantel, scharlachfarbener Kappe und schwarzen Schuhen; der Stadtrichter oder Bürgermeister („*Podesta*“) aber überhaupt zuweilen in schwarzem Untergewande, einem mit Hermelin ausgeschlagenen Obergewande von Goldbrokat, einer scharlachfarbenen Kappe, weissen Handschuhen mit rothen Quasten, und einem Stabe von Ebenholz mit silberner oder elfenbeiner Kugel. — Die Advokaten und Rechtsgelehrten, die, wie auch die Gelehrten insgesamt, die lange und weite Bekleidung gleichfalls dauernd beibehielten, pflegten sich bereits seit dem jüngeren Verlauf des vierzehnten Jahrhunderts fast durchweg vollständig in Scharlach zu kleiden; dazu die Gerichtsschreiber oder Notare mitunter in blauen oder auch in violetten Untergewändern. Die sonstigen Gelehrten, die sich als Uebergewand zumeist der zu beiden Seiten bis zur Schulter hin offenen Ueberhänge bedienen, kleideten sich unterschiedlich: im vierzehnten Jahrhundert vorherrschend in scharlachne Untergewänder und grauviolette Umhänge, im fünfzehnten Jahrhundert durchgängiger in schwarze oder graue Unterkleider und mantelartige Uebergewänder, zuweilen mit breitem Ueberfallkragen, von blauer oder violetter Seide. Aerzte, Wundärzte und Apotheker gingen, mit wenigen Ausnahmen, in scharlach- oder karmoisinrothenem Untergewande, dies bei den Aerzten gelegentlich selbst mit Hermelin verbrämt, und schwarzem oder sonst dunkelfarbenem Mantel.

Das äussere Erscheinen der anderweitigen, nicht beamteten Stände war, ausser durch die Verordnungen, welche die einzelnen Behörden darüber erliessen, nicht beschränkt. Diese Verordnungen aber befolgte man nicht, und somit blieb deren Ausstattung im Allgemeinen stets eine ziemlich willkürliche. Vornämlich nur die Juden und öffentlichen Dirnen vermochten sich ebensowenig hier, wie in den anderen Ländern, dem zu entziehen. Sie waren leichter zu überwachen, um die sie betreffenden Vorschriften aufrecht erhalten zu können. Erstere unterlagen den für sie überhaupt von der Kirche einmal festgesetzten Bestimmungen (S. 263); doch nahm man es damit nicht überall gleich streng, wie man sie denn hie und da zeitweise, so unter anderem in Florenz während der Volksherrschaft daselbst, frei gewähren liess. Die Massnahmen für die Dirnen waren nach Zeit und Ort verschieden. In

Modena, wo sie es den ehrbaren Frauen gleich zu thun suchten, wurden ihnen schon um 1327 die seidenen Schnüre im Haar und die Schleppekleider streng untersagt. In Padua war ihnen ein Halskragen von drei Ellen Länge und ihren Wirthen eine rothe Mütze ohne Schirm verordnet; in Bergamo mussten sie mit einem gelben Mantel ohne Kragen, und die, welche sie herbergten, in rother Mütze mit Schelle daran erscheinen, und im Mailändischen durften sie sich weder auf dem Markte noch anders als in einem schwarzen Mantel blicken lassen; u. s. w. — Wo die Gewerbetreibenden, sei es bei festlichen Vorkommnissen oder zu kriegerischer Abwehr, als Körperschaften auftraten, pflegten sie sich zuweilen wohl durch eigene, gewöhnlich ihren Bethätigungen je entsprechende Embleme von- und untereinander zu kennzeichnen. Zudem hatten sie je ihre eigens ausgestattete Fahne, um welche sie sich zusammenschaarten. Derartige bewaffnete Zünfte, zunächst nur zur Aufrechthaltung der Ordnung, bildeten sich zuerst in Bologna bereits um 1271. Die frühesten und auch für die Folge wichtigsten derselben waren die sogenannten „Lombarden“, die „von der Klaue“ und die vom „Greifen“. Die Fahne der Lombarden war roth mit darin eingesticktem Bilde der Gerechtigkeit, die der von der Klaue weiss mit einem rothen schwerttragenden Löwen und die der vom Greifen ebenfalls weiss, jedoch mit einem rothfarbigen Greifen ausgestattet. — Auch an einzelnen Gesellschaften fehlte es nicht, die, ernste oder heitere Zwecke verfolgend, ihre besonderen Abzeichen hatten. Dahin gehörte unter anderen der Verein „*de la Calza*“ in Venedig, welcher, von einem dortigen Edelmann um 1332 gestiftet, aus einer Anzahl von jungen vornehmen Venetianern bestand, die sich im fünfzehnten Jahrhundert zu ihrer wesentlichen Aufgabe die Veranstaltung von allerlei Festen und Lustbarkeiten, von musikalischen Aufführungen, theatralischen Vorstellungen, Maskenaufzügen u. dergl. machten. Ihr Abzeichen war ein zweifach verschiedenfarbiges Beinkleid, längs der äusseren Seite des rechten Oberschenkels sehr reich mit Gold, Silber und Perlen bestickt; später (doch wohl erst seit der Erneuerung des Vereins um 1562) ein innerhalb scharlachnes, aussen violett und grau gestreiftes Beinkleid, an der Hüfte gepufft, mit bordirten Schlitzten, ein karminfarbener Rock und eine Art von Stola. Da diesem Verein nur die Begütertesten beizutreten vermochten, zeichneten sich dessen Mitglieder überdies stets durch eine ausnehmend reiche und stutzermäßige Bekleidung aus.

Mit der allmäligen Ausbildung der Bewaffung verhielt es sich völlig ähnlich wie in Frankreich (S. 152 ff.). Gleichwie hier, und so auch ziemlich gleichmässig wie in England und Deutschland, ging sie von der noch längere Zeit hindurch fast ausschliesslich gebräuchlichen Ringelbepanzerung aus und vollzog sich, in zunehmender Verstärkung derselben zuerst durch lederne, dann durch metallene Besatzstücke u. s. w., bis in den Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts zu der nun ganz aus

Fig. 146.



metallnen Schienen geschmiedeten, vollständigen Plattenrüstung. Im Einzelnen allerdings mochten dabei, je nach Ort und Zeit, manche Besonderheiten stattfinden. So wenigstens scheint es dass man namentlich in Oberitalien schon verhältnissmässig sehr früh, ja bereits kurz vor dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts dazu schritt, den sonst und auch noch ferner gemeinhin üblichen langen faltigen Waffenrock zum Theil

oberhalb zu verengern, und auch wohl selbst an Stelle desselben theils durchgängig engeranliegende Röcke der Art (*Fig. 146 a. b*), theils enge, inwändig mit metallnen Ringen oder Schuppen besetzte Panzerjacken, die sogenannten „*ghiazzerino* (*jazerin, korazin*)“¹ anzuwenden (S. 20). Nächst dem aber liess man sich gleich anfänglich eine schmückende Ausstattung der verschiedenen Rüststücke besonders angelegen sein. So lange man sich noch vorwiegend nur lederner, hartgesottener Verstärkungsstücke bediente, wurden diese lediglich mit metallnen Zierrathen bedeckt (*Fig. 146 b*); als sodann aber die ganz metallnen Platten aufkamen, entfaltete sich an diesen selbst sehr bald eine eigene, überaus reiche Verzierungskunst. Hiermit zugleich gewann auch die Form der Verzierung in steigendem Grade an Umfang und Wechsel. Bis dahin, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, hielt man auch in diesem Punkte noch ziemlich an der altrömischen Formgebung fest, wie solche ja die zahlreichen Reste des Alterthums genugsam darboten, die neugewonnenen Formen vorerst nur schüchtern damit verwischend (*Fig. 146 b*); von da an jedoch wandte man sich den neuen Formen mehr und mehr bis zur Ausschliesslichkeit zu, sie nun auch selbst noch für diesen besonderen Zweck in eigener Erfindung vermehrend. — Zwei der vorzüglichsten Verzierungsweisen, die man eben um diese Zeit zum Schmuck der Rüststücke in Anwendung brachte, waren das „*Niello*“ und die „*Tausia*“ oder die Tauschierarbeit, auch „*lavoro all' azzimina, alla gemina*“ und „*damaschino*“ genannt. Das Verfahren beim Niello bestand darin, dass man in das Metall Zierrathen und Figuren ziemlich tief eingrub, diese mit einer schwarzen Masse, aus Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax bestehend, ausfüllte und hiernach das Ganze sorgfältigst abschliiff und polirte; bei der Tausia dahingegen, dass man die gleichfalls tief eingegrabenen Zeichnungen mit geschlagenem Golde auslegte. Beide Arten, von denen die letztere höchst wahrscheinlich vom Orient aus nach Italien übertragen worden war, fanden, zugleich mit der Waffenschmiederei überhaupt, dann vorzugsweise in Mailand, Florenz und Venedig ihre höchste Ausbildung, wo sich darin in nicht langer Frist einzelne Meister, wie unter anderen der Lehrer Benvenuto Cellini's, Michelagnolo, auf das Rühmlichste auszeichneten. Daneben ward die „getriebene Arbeit“ („*opus mallei*“) nicht minder gefördert, dabei man

¹ Eine als „*Jazeran*“ bezeichnete Bepanzerung kommt nach M. de Laborde (*Notice des Emaux etc. du musée du Louvre, II. Paris 1853. S. 350*) schon um 1260 vor und bedeutet nach demselben theils ein Geflecht von eisernen Ringen, auch wohl die Ringe an sich, theils einen mit solchen Ringen (oder kleinen Blechen?) bekleideten Stoff; in dieser Form auch „*jazequencé*“ genannt. Vergl. meine *Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräthes im Mittelalter vom 4. bis zum 14. Jahrh. Stuttg. 1864. S. 646. N. 2.*

sich in Herausarbeitung von erhobenen Gestaltungen zunehmend schwierigere Aufgaben stellte; und ebenso auch das „Ausschlagen“ von freistehenden Ornamenten, deren Vergoldung u. s. w. Auch wurden noch hauptsächlich dort die kleinen Handschilde oder „Tartschen“ von Stierleder („*targa*“) mit metallnen Beschlägen oder ganz von Metall, und die schweren, zumeist mannshohen *Setztartschen* („*tallevas, pavois*“), als auch, so insbesondere in Mailand, das eiserne Ringelgeflecht anerkanntermaassen am vorzüglichsten gefertigt. — Mehrere trefflich geschlagene italienische Rüstungen aus dem Ende des Jahrhunderts, darunter eine völlig geschwärzte mit gelben Nägeln und schwarzem Sammetvorstoss, welche dem Franz Gonzaga, Markgraf von Mantua zugehörte, bewahrt die Ambraser-Sammlung in Wien.¹

Von den verschiedenen Angriffswaffen, die man ebenfalls je nach ihrer zeitweisen Fort- und Umgestaltung gleichmässig wie in Frankreich u. s. w. anwandte, wurden indessen einzelne vorzugsweise beliebt und auch längere Zeit hindurch als dort und anderswo allgemeiner beibehalten. Zudem auch einige hier, wenn nicht etwa sogar erfunden, doch am frühesten weiter ausgebildet. Dahin gehören im fünfzehnten Jahrhundert, allerdings nur als Waffen der niederen Krieger, was jene ersteren anbetriift, die lange einfache Stosslanze, die Armbrust und der grosse Handbogen (*Fig. 147; Fig. 131 a. b*); hinsichtlich der letzteren aber vor allem die kleineren Handfeuergeschosse. Ausserdem dass solche Geschosse bereits um 1334 der Markgraf von Este geführt haben soll und von der Stadt Perugia erzählt wird, dass daselbst um 1364 Hand- oder Schlüsselbüchsen von nur einer Spanne Länge gefertigt wurden, erfuhren sie zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Pistoja, hauptsächlich wohl in der Gestaltung des Luntenschlosses, eine so wesentliche Verbesserung, dass sie nun, wie mehrfach angenommen wird, nach dieser Stadt sogar den Namen „Pistolen“ erhielten. Um eben diese Zeit wurde in Oberitalien auch eine besondere Art von Stützstab zum Auflegen der grossen und schweren Handbüchsen erfunden. Das Neue daran bestand darin, dass man inmitten des zu dem Zweck auch sonst üblichen, nach beiden Seiten hin rundlich ausbiegenden Hackens eine breite zweischneidige Pieke anbrachte, mithin diesen Stab auch an sich zu einer Waffe gestaltete. Zugleich begann man, zunächst in Venedig, kleine Dolche mit wellenförmiger Klinge anzufertigen, die dann sehr bald, der Form wegen unter dem Namen „*langues de boef*“ (Ochsenzungen), auch allgemeinere Verbreitung fanden. —

Im Ganzen bildeten die italienischen Ritter wohl niemals einen so in sich geschlossenen Stand, wie die französische und die englische

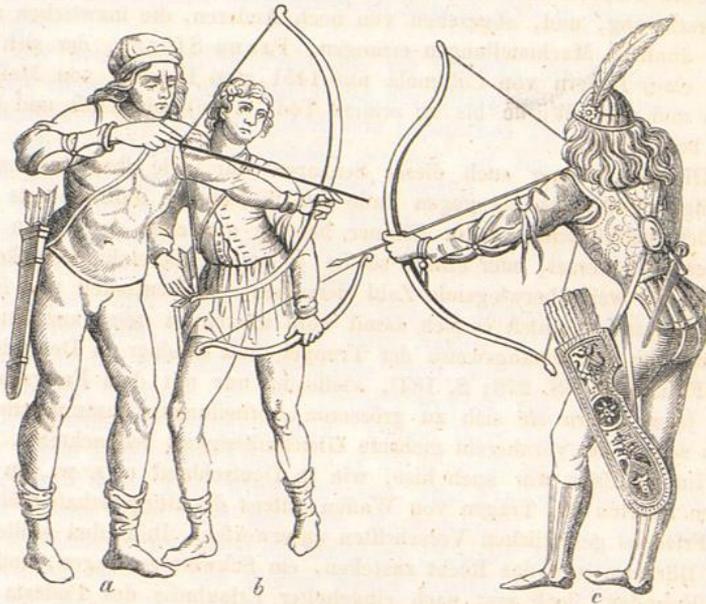
¹ E. v. Sacken. Die k. k. Ambraser-Sammlung. I. S. 213 ff.

Ritterschaft. Dem widerstrebte von vornherein einerseits der mehr kaufmännische Volksgeist, andererseits aber auch die stete Befehdung der Bürger und des Adelsthum gegen- und untereinander, wie auch überhaupt wohl die hier schon frühzeitiger stattgehabte weitere Ausbildung des Städtewesens. Man geizte zwar nach der Ritterwürde als einer äusserlichen Auszeichnung, die aber auch hier zuerst Bürgern ertheilt wurde, ja liebte es auch bereits seit der Herrschaft Karls von Anjou nach französischem Vorbilde glänzend ausgestattete Turniere zu veranstalten und sich in prächtigem Waffenschmuck zu zeigen, doch hielt man sich bei alledem von gegenseitigen Verpflichtungen, wie solche das eigentlich wahre Ritterthum forderte, ferner. Der Einzelne blieb stets mehr darauf bedacht, seinen eigenen Interessen zu leben und diese möglichst zur Geltung zu bringen, eben nur sich, sei es durch persönliche Kraft oder durch die Kräfte Anderer, hervorzuthun, ein Bestreben, das wesentlich durch die fortdauernden inneren Kämpfe und die dadurch hervorgerufene Weise der Kriegsführung genährt ward.

Die Fehden selbst wurden, wie es unter so bewandten Umständen eben nicht anders sein konnte, einestheils durch die Bürgerschaft, anderntheils aber und so namentlich von denen, welche sich in der Oberherrschaft zu behaupten suchten, durch fremde, zumeist französische und deutsche Söldner ausgefochten. Die Bürger gingen demnach fast beständig bewaffnet und waren, um sich sofort ordnungsmässig zusammenscharen zu können, je nach den verschiedenen Stadtvierteln in Heerhaufen abgetheilt, davon jeder sein eigenes Banner und seinen eigenen, aus seiner Mitte erwählten Führer hatte. Die reichsten und vornehmsten Bürger bildeten gemeinlich eine oder zwei besondere Abtheilungen von wohlgerüsteten Rittern, dem in der Folge noch zwei andere Abtheilungen, je von doppelter Stärke, hinzugefügt wurden. Diese gliederten sich vorwiegend in Armbrust- oder Bogenschützen und in zum Theil schwer bewaffnete, mit grossen Setztartschen („*tallevas*“), eisernen Kappen, Schwertern und langen Stosslanzen versehene Fusstruppen. Jeder war streng gehalten, beim Läuten der Sturmglocke auf dem Versammlungsort seines Stadtviertels zu erscheinen. Den Oberbefehl über die ganze Masse führte der höchste Stadtvorsteher, der Consul, späterhin der „*Podesta*“. In mehreren der grösseren Städte bestanden über die Art der Ausrüstung schon ziemlich früh und so auch fernerhin bestimmte Verordnungen. So unter anderem in Ferrara bereits um 1279, wo Jeder angewiesen ward, dass er ein gutes Panzerhemd, einen eisernen Halskragen, Helm, Schild, Lanze, Schwert und Dolch besitzen solle. Doch schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nahm man es damit nicht mehr so streng, ja begnügte sich damit wenn Einer nur eiserne Handschuhe und, ohne sonstige Schutzrüstung, auch nur einen handfesten Schild

hatte. Noch später verfuhr man darin, wie es scheint namentlich was die Ausrüstung der untergeordneteren Massen anbetrifft, im Allgemeinen noch willkürlicher, nur dass man dann etwa im Verlauf der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts begann insofern bestimmter zu sichten, als man die Einzelnen je nach der Art der von ihnen geführten Hauptwaffe, zu Gesamtgruppen ordnete (vergl. Fig. 147 a—c; Fig. 131 a—c).

Fig. 147.



Die Söldner („*soldati*“) dagegen, welche, frei und unabhängig, den Krieg lediglich als ein gewinnbringendes Handwerk betrachteten und sich stets nur auf Zeit dem Bestzahlenden verdingten, bildeten so unter Befehl desselben unterschiedlich zahlreiche, oft sehr beträchtlich grosse Banden (*coterelli*, *banditi*), mit denen jener wiederum gegen Zahlung Dienste that. Die Anführer dieser Banden hiessen, waren sie nicht bedeutend an Zahl, *condottieri*, waren sie gross, zuweilen aus mehreren derartigen Banden bestehend, *capitani*, denen sich sodann die Führer dieser Banden unterordneten. Die erste grössere Schaar der Art vereinte Visconti Londrisio um 1339, der dreitausendfünfhundert Ritter und eine dementsprechend noch grössere Menge von Fussvolk aufbrachte. Ihm folgte, in gleicher Bethätigung, seit 1334 der Abenteurer Konrad Lando aus

Schwaben, dann um 1342 noch ein Deutscher Namens Werner, und diesen zahlreich Andere, darunter sich mehrere, wie insbesondere Cane della Scala, Caraccioli, Carmagnoli, die Barios, Franz Sforza einen ebenso ruhmvollen als weithin gefürchteten Namen machten. Auch blieb es bei diesem Treiben nicht aus dass gelegentlich eben diese Anführer selbst der Freiheit gefährlich wurden, indem sie die ihnen zu Gebote stehenden Kräfte zu ihrer eigenen Erhebung benutzten. So Castruccio Castracani, der sich schon um 1327 zum Fürsten von Lucca emporschwang, und, abgesehen von noch Anderen, die inzwischen zeitweise ähnliche Machtstellungen errangen, Franz Sforza, der sich als Sohn eines Bauern von Cotignola um 1451 zum Herzoge von Mailand erhob und diese Würde bis zu seinem Tode (1466) mit Kraft und Umsicht behauptete.

Die Bewaffnung auch dieser Schaaren war, wie ihre Zusammensetzung, mindestens bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine ziemlich willkürliche. Jeder Söldner brachte entweder an Waffen mit, was er eben besass, oder erhielt solche, je nach Uebereinkunft, geliefert. Da die bei weit überwiegende Zahl derselben aus Deutschen und Franzosen bestand, verhielt es sich damit wohl überhaupt stets ganz ähnlich, wie mit der Ausrüstungsweise der Truppen und Söldner in Deutschland und Frankreich (S. 270; S. 184), vielleicht nur mit dem Unterschiede, dass jene, sofern sie sich zu grösseren Abtheilungen zusammenthaten, darin schon von vornherein mehrere Gleichmässigkeit beobachteten.

Im Uebrigen war auch hier, wie in Deutschland u. s. w., in einzelnen Städten das Tragen von Waffen seitens der Bürgerschaft während des Friedens gesetzlichen Vorschriften unterworfen. In Padua sollte nur dem Bürgermeister das Recht zustehen, ein Schwert zu tragen, und nur den Fremden, doch erst nach eingeholter Erlaubniss des Podesta, die Beibehaltung ihrer Waffen gestattet sein, dagegen in Mailand, Verona und anderen Orten zeitweise theils mehrere bestimmte Arten von Waffen untersagt, theils die Führung auch jeglicher Waffe verboten wurde.

Der priesterliche Amtsornat erfuhr innerhalb der dafür bestehenden liturgischen Bestimmungen¹ in den italienischen Grossstädten, so insbesondere in Rom, dem Sitze des Papstes, die möglichst glänzende Durchbildung. In den reichen bischöflichen Gebieten suchte man darin einander geradezu zu überbieten. Je mehr die Kirche an innerer Festig-

¹ Vergl. oben S. 22 ff.; S. 187 ff.

keit verlor, um so höher steigerte man dies und bildete die mit den kirchlichen Feiern verbundenen Aeusserlichkeiten, wie die Begehung von Processionen u. s. w., mehr und mehr zu wahrhaft sinnlich bewältigenden Schaugeprängen aus. So auch war dies nicht minder der Fall bei der mit der Wahl und Einsetzung des Papstes selbst verknüpften Feier. Diese, je nach den Zeiten zwar in Einzelheiten wechselnd, im Wesentlichen jedoch stets dieselbe, wurde nach den darüber im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert festgesetzten Ordnungen etwa in folgender Weise vollzogen:

„Der neue Papst, in Procession zur Basilika des heiligen Petrus geführt, steigt, nachdem er am Fusse des Altars das Bekenntniss seiner Sündhaftigkeit abgelegt hat, nicht zum päpstlichen Throne auf, sondern lässt sich auf einen Sessel nieder, welcher auf das Pflaster zwischen Thron und Altar gestellt ist. Die drei Bischöfe von Albano, Porto und Ostia sprechen jeder vor ihm ein Gebet. — Nach dem Introitus und „Kyrie eleison“ empfängt der Papst die Kardinäle und andere Prälaten zum Fusskuss und zum Friedenskuss.

„Ist der Papst erwählt, so giebt ihm der Dekan der Kardinäle ein rothes Pluvial um, und legt ihm einen Namen bei. Zwei der ersten Kardinäle führen den neuen Papst zum Altar, wo er betet. Der Primicerius intonirt sogleich das „Te Deum“, welches von dem Sängerkorchor und den Kardinälen gesungen wird. Darauf führt man den Papst auf seinen Thron hinter dem Altar, wo er die Bischöfe und Kardinäle, und wen er sonst dieser Ehre würdig erachtet, zum Fusskuss und zum Kuss zulässt. Dann führt man ihn zum Marmorstuble, dem sogenannten „*sedes stercoraria*“ und singt die Antiphone „*Suscitat de pulvere egenum*“ u. s. w.; hat er sich von diesem wieder erhoben, so nimmt er drei Hand voll Münzen von seinem Schatzmeister und wirft sie hin mit den Worten: ‚nicht Gold und Silber sind meine Freude, was ich habe, geb' ich euch.‘ Der Prior der Kanoniker vom Lateran führt dann den Papst zum Portikus, wo der Ruf ertönt: ‚Der heilige Petrus hat uns erwählt.‘ Nach einer Procession wird der Papst in die Basilika des heiligen Sylvester geführt. Dort giebt ihm der Prior der Basilika des heiligen Laurentius eine Ruthe, welche einem Hirtenstabe ähnlich ist, als Sinnbild der Regierung und der Zucht, und zuletzt die Schlüssel von der Kirche und dem Palaste des Lateran, als Symbole der geistlichen Gewalt. Nachdem der Papst sich auf einem Sitze niedergelassen, giebt er dem Prior die Ruthe und die Schlüssel zurück. Dieser Prior umgürtet ihn sodann mit einem rothseidenen Gürtel, von welchem ein Purpurbeutel herabhängt, darinnen sich zwölf Siegel von kostbaren Steinen und ein wenig Bismuth befinden. Während dieser Zeit sitzt der Papst, als ob er zwischen zwei Sessel gelegt wäre, um anzudeuten, dass er ruhe zwischen dem

Primat des Apostelfürsten Petrus und der Lehre des Weltapostels Paulus. Der rothe Gürtel ist das Symbol der Keuschheit, die Purpurbörse stellt den Schatz vor, mit welchem man die Armen Jesu Christi und die Wittwen ernähren soll; die zwölf Siegel stellen die Apostel vor und die Macht, die ihnen anvertraut ist; der Bisam bedeutet den guten Geruch Jesu Christi. Nachdem der Papst auf dem zweiten Sitz sich niedergelassen hat, lässt er die Beamten des Palastes zum Fusskuss und dann zum Kusse zu. Darauf nimmt er Geldstücke aus den Händen seines Schatzmeisters und wirft sie unter das Volk.

„Man führt den Papst sodann durch den Portikus zu den Bildern der heiligen Apostel Petrus und Paulus, welche über das Meer nach Rom kamen ohne einen Führer, und er tritt in die Basilika des heiligen Laurentius. Der Papst, eingetreten in die Basilika, betet ein langes Gebet, begiebt sich dann in sein Zimmer, aus welchem er nach einiger Ruhe sich in den Saal verfügt, wo ihm ein Mahl bereitet ist.

„Den Sonntag nach seiner Erwählung begiebt sich der neue Papst, begleitet von seinen Palastbeamten und den vornehmsten Römern, in die Peterskirche, um daselbst von dem Bischof von Ostia unter Assistenz zweier anderer Bischöfe consecrirt zu werden. Nach der Ceremonie legt der Prior von St. Laurentius das Pallium auf den Altar, und sogleich reichen es der Archidiakon, unter einer darauf bezüglichen Ansprache, und der zweite Diakon dem Papste. Der Archidiakon und der Prior bekleiden den Papst mit dem Pallium und heften es mit drei goldenen Nadeln vorn, hinten und auf der linken Seite an. Der Knopf der Nadeln ist mit Hyacinthen verziert. So geschmückt celebrirt der Papst die heilige Messe. Darauf kehrt der Papst, die Tiara auf dem Haupte, in Procession durch die Triumphbögen zum Palaste zurück. Die Juden überreichen ihm das Gesetz. Geschenke werden ausgetheilt an die griechischen Kardinäle, an den Primicerius und sein Sängerkor, an den Präfecten, die Senatoren, die Richter, Advokaten, an die Schiffskapitäne, an die Kreuzschule (*schola crucium*) und an die Kapläne. Die Kreuzschule besorgt das Tragen der Processionskreuze; die Kreuzträger lösen bei längeren Processionen einander ab. Noch andere Corporationen werden beschenkt: die Juden, welche dem Papste das Gesetzbuch überreichen, die Erbauer der Triumphbögen, die Bedienten der päpstlichen Tafel. Diese Vertheilung nennt man *Presbyterium*.“